

Heinrich Heine

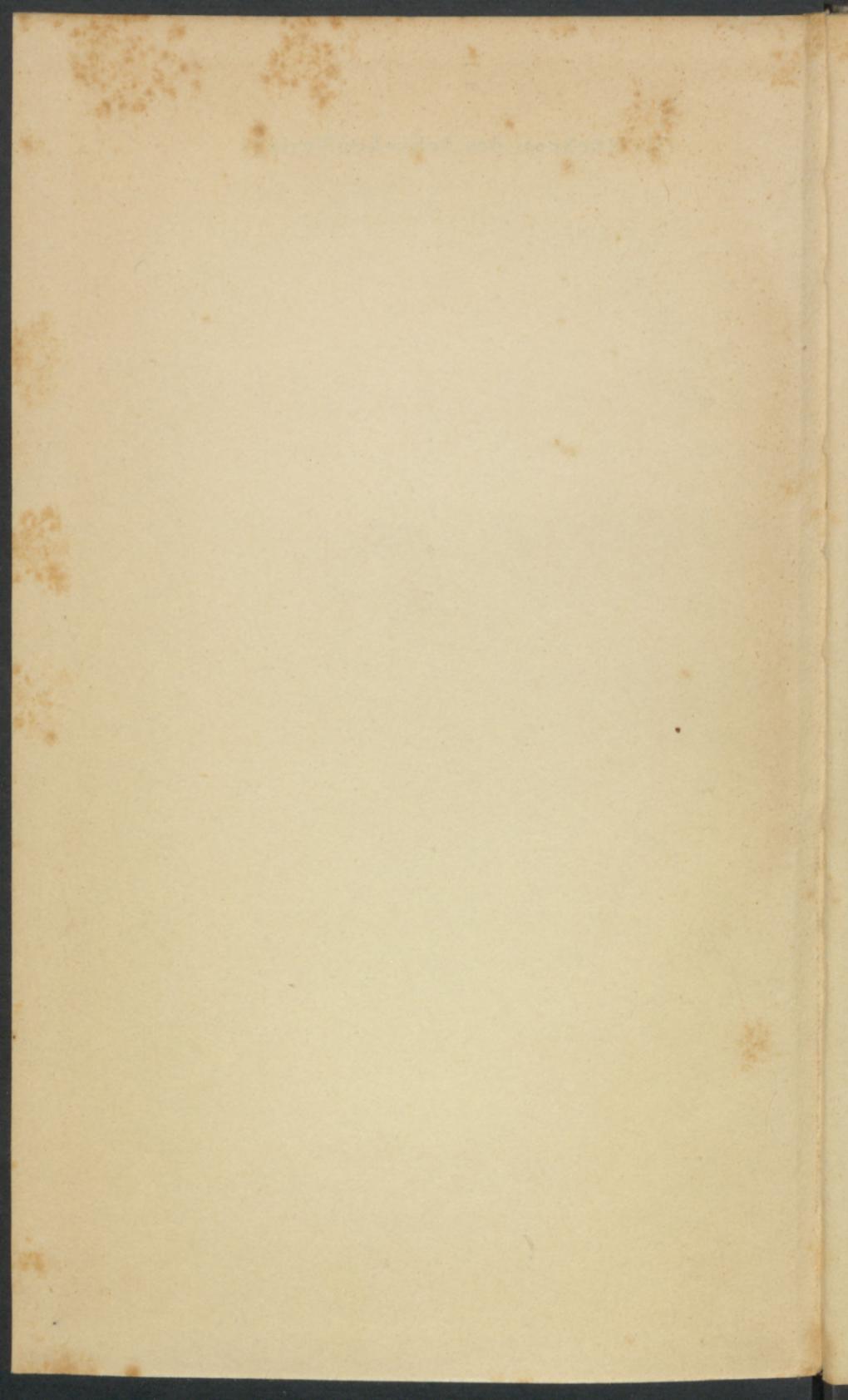
Der Rabbi von Bacherach

Ein Fragment

BÜCHEREI DES SCHOCKEN VERLAGS / 80

1. 1. 1. 1. 1. 1.

DAR PROF. JANA DOWGIAŁŁO
AMBASADORA RP W IZRAELU



HEINRICH HEINE

DER RABBI VON BACHERACH

EIN FRAGMENT

Mit Zeichnungen von Ludwig Schwerin

DAR PROF. JANA DOWGIAŁŁO
AMBASADORA RP W IZRAELU

EMBASSY
OF THE REPUBLIC OF POLAND
TEL AVIV 5
2046

BERLIN 1937

SCHOCKEN VERLAG / JÜDISCHER BUCHVERLAG

Mit den zugehörigen Briefen Heines und mit einem
Nachwort herausgegeben von Erich Loewenthal



82-3

821.112.2-3 = 112.2

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



010-043083

Akc D Nr 40/02/Gu

DER RABBI VON BACHERACH

Ein Fragment

ERSTES KAPITEL.

Unterhalb des Rheingaus, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verlieren, Berg und Felsen, mit ihren abenteuerlichen Burgruinen, sich trotziger gebärden, und eine wildere, ernstere Herrlichkeit emporsteigt, dort liegt, wie eine schaurige Sage der Vorzeit, die finstre, uralte Stadt Bacherach. Nicht immer waren so morsch und verfallen diese Mauern mit ihren zahnlosen Zinnen und blinden Warttürmchen, in deren Luken der Wind pfeift und die Spatzen nisten; in diesen armselig häßlichen Lehmgassen, die man durch das zerrissene Tor erblickt, herrschte nicht immer jene öde Stille, die nur dann und wann unterbrochen wird von schreienden Kindern, keifenden Weibern und brüllenden Kühen. Diese Mauern waren einst stolz und stark, und in diesen Gassen bewegte sich frisches, freies Leben, Macht und Pracht, Lust und Leid, viel Liebe und viel Haß. Bacherach gehörte einst zu jenen Municipien, welche von den Römern während ihrer Herrschaft am Rhein gegründet worden, und die Einwohner, obgleich die folgenden Zeiten sehr stürmisch und obgleich sie späterhin unter Hohenstaufischer, und zuletzt unter Wittelsbacher Oberherrschaft gerieten, wußten dennoch, nach dem Beispiel anderer rheinischen Städte, ein ziemlich freies Gemeinwesen zu erhalten. Dieses bestand aus einer Verbindung einzelner Körperschaften, wovon die der patrizischen Altbürger und die der Zünfte, welche sich wieder nach ihren verschiedenen Gewerken

unterabteilten, beiderseitig nach der Alleinmacht rangen: so daß sie sämtlich nach außen, zu Schutz und Trutz gegen den nachbarlichen Raubadel, fest verbunden standen, nach innen aber, wegen streitender Interessen, in beständiger Spaltung verharnten; und daher unter ihnen wenig Zusammenleben, viel Mißtrauen, oft sogar tätliche Ausbrüche der Leidenschaft. Der herrschaftliche Vogt saß auf der hohen Burg Sareck, und wie sein Falke schoß er herab, wenn man ihn rief, und auch manchmal ungerufen. Die Geistlichkeit herrschte im Dunkeln durch die Verdunkelung des Geistes. Eine am meisten vereinzelte, ohnmächtige und vom Bürgerrechte allmählig verdrängte Körperschaft war die kleine Judentgemeinde, die schon zur Römerzeit in Bacherach sich niedergelassen und späterhin, während der großen Judenverfolgung, ganze Scharen flüchtiger Glaubensbrüder in sich aufgenommen hatte.

Die große Judenverfolgung begann mit den Kreuzzügen und wütete am grimmigsten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, am Ende der großen Pest, die, wie jedes andre öffentliche Unglück, durch die Juden entstanden sein sollte, indem man behauptete, sie hätten den Zorn Gottes herabgeflucht und mit Hülfe der Aussätzigen die Brunnen vergiftet. Der gereizte Pöbel, besonders die Horden der Flagellanten, halbnackte Männer und Weiber, die zur Buße sich selbst geißelnd und ein tolles Marienlied singend, die Rheingegend und das übrige Süddeutschland durchzogen, ermordeten damals viele tausend Juden, oder marterten sie, oder tauften sie gewaltsam. Eine andre Beschuldigung, die ihnen

schon in früherer Zeit, das ganze Mittelalter hindurch bis Anfang des vorigen Jahrhunderts, viel Blut und Angst kostete, das war das läppische, in Chroniken und Legenden bis zum Ekel oft wiederholte Märchen: daß die Juden geweihte Hostien stählen, die sie mit Messern durchstächen bis das Blut herausfließe, und daß sie an ihrem Paschafeste Christenkinder schlachteten, um das Blut derselben bei ihrem nächtlichen Gottesdienste zu gebrauchen. Die Juden, hinlänglich verhaft wegen ihres Glubens, ihres Reichtums, und ihrer Schuldbücher, waren an jenem Festtage ganz in den Händen ihrer Feinde, die ihr Verderben nur gar zu leicht bewirken konnten, wenn sie das Gerücht eines solchen Kindermords verbreiteten, vielleicht gar einen blutigen Kinderleichnam in das verfemte Haus eines Juden heimlich hineinschwärzten und dort nächtlich die betende Judenfamilie überfielen; wo alsdann gemordet, geplündert und getauft wurde, und große Wunder geschahen durch das vorgefundne tote Kind, welches die Kirche am Ende gar kanonierte. Sankt Werner ist ein solcher Heiliger, und ihm zu Ehren ward zu Oberwesel jene prächtige Abtei gestiftet, die jetzt am Rhein eine der schönsten Ruinen bildet, und mit der gotischen Herrlichkeit ihrer langen spitzböigen Fenster, stolz emporziehender Pfeiler und Steinschnitzeleien uns so sehr entzückt, wenn wir an einem heitergrünen Sommertage vorbeifahren und ihren Ursprung nicht kennen. Zu Ehren dieses Heiligen wurden am Rhein noch drei andre große Kirchen errichtet, und unzählige Juden getötet oder mißhandelt. Dies ge-

schah im Jahr 1287, und auch zu Bacherach, wo eine von diesen Sankt-Wernerskirchen gebaut wurde, erging damals über die Juden viel Drangsal und Elend. Doch zwei Jahrhunderte seitdem blieben sie verschont von solchen Anfällen der Volkswut, obgleich sie noch immer hinlänglich angefeindet und bedroht wurden.

Je mehr aber der Haß sie von außen bedrängte, desto inniger und traulicher wurde das häusliche Zusammenleben, desto tiefer wurzelte die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Juden von Bacherach. Ein Muster gottgefälligen Wandels war der dortige Rabbiner, genannt Rabbi Abraham, ein noch jugendlicher Mann, der aber weit und breit wegen seiner Gelahrtheit berühmt war. Er war geboren in dieser Stadt, und sein Vater, der dort ebenfalls Rabbiner gewesen, hatte ihm in seinem letzten Willen befohlen, sich demselben Amt zu widmen und Bacherach nie zu verlassen, es seie denn wegen Lebensgefahr. Dieser Befehl und ein Schrank mit seltenen Büchern war alles was sein Vater, der bloß in Armut und Schriftgelahrtheit lebte, ihm hinterließ. Dennoch war Rabbi Abraham ein sehr reicher Mann; verheiratet mit der einzigen Tochter seines verstorbenen Vaterbruders, welcher den Juwelenhandel getrieben, erbte er dessen große Reichtümer. Einige Fuchsbärte in der Gemeinde deuteten darauf hin, als wenn der Rabbi eben des Geldes wegen seine Frau geheuratet habe. Aber sämtliche Weiber widersprachen und wußten alte Geschichten zu erzählen: wie der Rabbi, schon vor seiner Reise nach Spanien, verliebt gewesen in Sara — man

hieß sie eigentlich die schöne Sara — und wie Sara sieben Jahre warten mußte, bis der Rabbi aus Spanien zurückkehrte, indem er sie gegen den Willen ihres Vaters und selbst gegen ihre eigne Zustimmung durch den Trauring geheuratet hatte. Jedweder Jude nämlich kann ein jüdisches Mädchen zu seinem rechtmäßigen Eheweibe machen, wenn es ihm gelang ihr einen Ring an den Finger zu stecken und dabei die Worte zu sprechen: »Ich nehme dich zu meinem Weibe nach den Sitten von Moses und Israel!« Bei der Erwähnung Spaniens pflegten die Fuchsbärte auf eine ganz eigne Weise zu lächeln; und das geschah wohl wegen eines dunkeln Gerüchts, daß Rabbi Abraham auf der hohen Schule zu Toledo zwar emsig genug das Studium des göttlichen Gesetzes getrieben, aber auch christliche Gebräuche nachgeahmt und freigeistige Denkungsart eingesogen habe, gleich jenen spanischen Juden, die damals auf einer außerordentlichen Höhe der Bildung standen. Im Innern ihrer Seele aber glaubten jene Fuchsbärte sehr wenig an die Wahrheit des angedeuteten Gerüchts. Denn überaus rein, fromm und ernst war seit seiner Rückkehr aus Spanien die Lebensweise des Rabbi, die kleinlichsten Glaubensgebräuche übte er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, alle Montag und Donnerstag pflegte er zu fasten, nur am Sabbat oder anderen Feiertagen genoß er Fleisch und Wein, sein Tag verfloß in Gebet und Studium, des Tages erklärte er das göttliche Gesetz im Kreise der Schüler, die der Ruhm seines Namens nach Bacherach gezogen, und des Nachts betrachtete er die Sterne des Himmels oder die Augen der

schönen Sara. Kinderlos war die Ehe des Rabbi; dennoch fehlte es nicht um ihn her an Leben und Bewegung. Der große Saal seines Hauses, welches neben der Synagoge lag, stand offen zum Gebrauche der ganzen Gemeinde: hier ging man aus und ein ohne Umstände, verrichtete schleunige Gebete, oder holte Neuigkeiten, oder hielt Beratung in allgemeiner Not; hier spielten die Kinder am Sabbatmorgen, während in der Synagoge der wöchentliche Abschnitt verlesen wurde; hier versammelte man sich bei Hochzeit- und Leichenzügen, und zankte sich und versöhnte sich; hier fand der Frierende einen warmen Ofen und der Hungrige einen gedeckten Tisch. Außerdem bewegten sich um den Rabbi noch eine Menge Verwandte, Brüder und Schwestern, mit ihren Weibern und Kindern, so wie auch seine und seiner Frau gemeinschaftliche Öhme und Muhmen, eine weitläufige Sippschaft, die alle den Rabbi als Familienhaupt betrachteten, im Hause desselben früh und spät verkehrten, und an hohen Festtagen sämtlich dort zu speisen pflegten. Solche gemeinschaftliche Familienmahlzeiten im Rabbinerhause fanden ganz besonders statt bei der jährlichen Feier des Pascha, eines uralten, wunderbaren Festes, das noch jetzt die Juden in der ganzen Welt, am Vorabend des vierzehnten Tages im Monat Nissen, zum ewigen Gedächtnisse ihrer Befreiung aus ägyptischer Knechtschaft, folgendermaßen begehen:
Sobald es Nacht ist, zündet die Hausfrau die Lichter an, spreitet das Tafeltuch über den Tisch, legt in die Mitte desselben drei von den platten ungesäuerten Bröten, verdeckt sie mit einer Serviette

und stellt auf diesen erhöhten Platz sechs kleine Schüsseln, worin symbolische Speisen enthalten, nämlich ein Ei, Lattig, Mairettigwurzel, ein Lammknochen, und eine braune Mischung von Rosinen, Zimmet und Nüssen. An diesen Tisch setzt sich der Hausvater mit allen Verwandten und Genossen und liest ihnen vor aus einem abenteuerlichen Buche, das die Agade heißt, und dessen Inhalt eine seltsame Mischung ist von Sagen der Vorfahren, Wundergeschichten aus Ägypten, kuriosen Erzählungen, Streitfragen, Gebeten und Festliedern. Eine große Abendmahlzeit wird in die Mitte dieser Feier eingeschoben, und sogar während des Vorlesens wird zu bestimmten Zeiten etwas von den symbolischen Gerichten gekostet, so wie alsdann auch Stückchen von dem ungesäuerten Brote gegessen und vier Becher roten Weines getrunken werden. Wehmütig heiter, ernsthaft spielend und märchenhaft geheimnisvoll ist der Charakter dieser Abendfeier, und der herkömmlich singende Ton, womit die Agade von dem Hausvater vorgelesen und zuweilen chorartig von den Zuhörern nachgesprochen wird, klingt so schauervoll innig, so mütterlich einlullend, und zugleich so hastig aufweckend, daß selbst diejenigen Juden, die längst von dem Glauben ihrer Väter abgefallen und fremden Freuden und Ehren nachgejagt sind, im tiefsten Herzen erschüttert werden, wenn ihnen die alten, wohlbekannten Paschaklänge zufällig ins Ohr dringen. Im großen Saale seines Hauses saß einst Rabbi Abraham, und mit seinen Anverwandten, Schülern und übrigen Gästen beging er die Abendfeier des Pascha-

festes. Im Saale war alles mehr als gewöhnlich blank; über den Tisch zog sich die buntgestickte Seiden-decke, deren Goldfranzen bis auf die Erde hingen; traulich schimmerten die Tellerchen mit den symbolischen Speisen, so wie auch die hohen weinge-füllten Becher, woran als Zierrat lauter heilige Ge-schichten von getriebner Arbeit; die Männer saßen in ihren Schwarzmänteln und schwarzen Platthüten und weißen Halsbergen; die Frauen, in ihren wun-derlich glitzernden Kleidern von lombardischen Stoffen, trugen um Haupt und Hals ihr Gold- und Perlengeschmeide; und die silberne Sabbatlampe goß ihr festlichstes Licht über die andächtig ver-gnügten Gesichter der Alten und Jungen. Auf den purpurnen Sammetkissen eines mehr als die übri-gen erhabenen Sessels und angelehnt, wie es der Gebrauch heischt, saß Rabbi Abraham und las und sang die Agade, und der bunte Chor stimmte ein oder antwortete bei den vorgeschrivenen Stellen. Der Rabbi trug ebenfalls sein schwarzes Festkleid, seine edelgeformten, etwas strengen Züge waren milder denn gewöhnlich, die Lippen lächelten her-vor aus dem braunen Barte, als wenn sie viel Hol-des erzählen wollten, und in seinen Augen schwamm es wie selige Erinnerung und Ahnung. Die schöne Sara, die auf einem ebenfalls erhabenen Sammet-sessel an seiner Seite saß, trug als Wirtin nichts von ihrem Geschmeide, nur weißes Linnen umschloß ihren schlanken Leib und ihr frommes Antlitz. Dieses Antlitz war rührend schön, wie denn überhaupt die Schönheit der Jüdinnen von eigentümlich rüh-render Art ist; das Bewußtsein des tiefen Elends,

der bittern Schmach und der schlimmen Fahrnisse, worin ihre Verwandte und Freunde leben, verbreitet über ihre holden Gesichtszüge eine gewisse leidende Innigkeit und beobachtende Liebesangst, die unsere Herzen sonderbar bezaubern. So saß heute die schöne Sara und sah beständig nach den Augen ihres Mannes; dann und wann schaute sie auch nach der vor ihr liegenden Agade, dem hübschen, in Gold und Samt gebundenen Pergamentbuche, einem alten Erbstück mit verjährten Weinflecken aus den Zeiten ihres Großvaters, und worin so viele keck und bunt gemalten Bilder, die sie schon als kleines Mädchen, am Pascha-Abend, so gerne betrachtete, und die allerlei biblische Geschichten darstellten, als da sind: wie Abraham die steinernen Götzen seines Vaters mit dem Hammer entzweiklopft, wie die Engel zu ihm kommen, wie Moses den Mitzri totschlägt, wie Pharaos prächtig auf dem Throne sitzt, wie ihm die Frösche sogar bei Tisch keine Ruhe lassen, wie er Gott sei Dank versäuft, wie die Kinder Israel vorsichtig durch das Rote Meer gehen, wie sie öffnen Maules, mit ihren Schafen, Kühen und Ochsen vor dem Berge Sinai stehen, dann auch wie der fromme König David die Harfe spielt, und endlich wie Jerusalem mit den Türmen und Zinnen seines Tempels bestrahlt wird vom Glanze der Sonne! Der zweite Becher war schon eingeschenkt, die Gesichter und Stimmen wurden immer heller, und der Rabbi, indem er eins der ungesäuerten Osterbröte ergriff und heiter grüßend emporhielt, las er folgende Worte aus der Agade: »Siehe! das ist die Kost, die unsere Väter in Ägypten genossen! Jeglicher, den

es hungert, er komme und genieße! Jeglicher, der da traurig, er komme und teile unsre Paschafreude! Gegenwärtigen Jahres feiern wir hier das Fest, aber zum kommenden Jahre im Lande Israels! Gegenwärtigen Jahres feiern wir es noch als Knechte, aber zum kommenden Jahre als Söhne der Freiheit!«

Da öffnete sich die Saaltüre, und hereintraten zwei große blasse Männer, in sehr weiten Mänteln gehüllt, und der eine sprach: »Friede sei mit Euch, wir sind reisende Glaubensgenossen und wünschen das Paschafest mit Euch zu feiern.« Und der Rabbi antwortete rasch und freundlich: »Mit Euch sei Frieden, setzt Euch nieder in meiner Nähe.« Die beiden Fremdlinge setzten sich alsbald zu Tische und der Rabbi fuhr fort im Vorlesen. Manchmal, während die übrigen noch im Zuge des Nachsprechens waren, warf er kosende Worte nach seinem Weibe, und anspielend auf den alten Scherz, daß ein jüdischer Hausvater sich an diesem Abend für einen König hält, sagte er zu ihr: »Freue dich, meine Königin!« Sie aber antwortete, wehmütig lächelnd: »Es fehlt uns ja der Prinz!« und damit meinte sie den Sohn des Hauses, der, wie eine Stelle in der Agade es verlangt, mit vorgeschriebenen Worten seinen Vater um die Bedeutung des Festes befragen soll. Der Rabbi erwiederte nichts und zeigte bloß mit dem Finger nach einem eben aufgeschlagenen Bilde in der Agade, wo überaus anmutig zu schauen war: wie die drei Engel zu Abraham kommen, um zu verkünden, daß ihm ein Sohn geboren werde von seiner Gattin Sara, welche unterdessen, weiblich pfiffig, hinter der Zelttüre steht um die Unterre-

dung zu belauschen. Dieser leise Wink goß dreifaches Rot über die Wangen der schönen Frau, sie schlug die Augen nieder, und sah dann wieder freundlich empor nach ihrem Manne, der singend fortfuhr im Vorlesen der wunderbaren Geschichte: wie Rabbi Jesua, Rabbi Elieser, Rabbi Asaria, Rabbi Akiba und Rabbi Tarphen in Bona-Brak angelehnt saßen und sich die ganze Nacht vom Auszuge der Kinder Israel aus Ägypten unterhielten, bis ihre Schüler kamen und ihnen zuriefen, es sei Tag und in der Synagoge verlese man schon das große Morgengebet.

Derweilen nun die schöne Sara andächtig zuhörte, und ihren Mann beständig ansah, bemerkte sie wie plötzlich sein Antlitz in grausiger Verzerrung erstarrte, das Blut aus seinen Wangen und Lippen verschwand, und seine Augen wie Eiszapfen hervorglotzten; — aber fast im selben Augenblicke sah sie, wie seine Züge wieder die vorige Ruhe und Heiterkeit annahmen, wie seine Lippen und Wangen sich wieder röteten, seine Augen munter umherkreisten, ja, wie sogar eine ihm sonst ganz fremde tolle Laune sein ganzes Wesen ergriff. Die schöne Sara erschrak wie sie noch nie in ihrem Leben erschrocken war, und ein inneres Grauen stieg kälrend in ihr auf, weniger wegen der Zeichen von starrem Entsetzen, die sie einen Momentlang im Gesichte ihres Mannes erblickt hatte, als wegen seinerjetzigen Fröhlichkeit, die allmählig in jauchzende Ausgelassenheit überging. Der Rabbi schob sein Barett spielend von einem Ohr nach dem andern, zupfte und kräuselte possierlich seine Bartlocken,

sang den Agadetext nach der Weise eines Gassenhauers, und bei der Aufzählung der ägyptischen Plagen, wo man mehrmals den Zeigefinger in den vollen Becher eintunkt und den anhängenden Weintropfen zur Erde wirft, bespritzte der Rabbi die jüngern Mädchen mit Rotwein, und es gab großes Klagen über verdorbene Halskrausen, und schallendes Gelächter. Immer unheimlicher ward es der schönen Sara bei dieser krampfhaft sprudelnden Lustigkeit ihres Mannes, und beklossen von namenloser Bangigkeit, schaute sie in das summende Gewimmel der buntbeleuchteten Menschen, die sich behaglich breit hin und her schaukelten, an den dünnen Paschabröten knoperten, oder Wein schlürften, oder miteinander schwatzten, oder laut sangen, überaus vergnügt.



17

EMBASSY
OF THE REPUBLIC OF POLAND
TEL AVIV Ⓢ

2046

Da kam die Zeit wo die Abendmahlzeit gehalten wird, alle standen auf um sich zu waschen, und die schöne Sara holte das große, silberne, mit getriebenen Goldfiguren reichverzierte Waschbecken, das sie jedem der Gäste vorhielt, während ihm Wasser über die Hände gegossen wurde. Als sie auch dem Rabbi diesen Dienst erwies, blinzelte ihr dieser bedeutsam mit den Augen, und schlich zur Türe hinaus. Die schöne Sara folgte ihm auf dem Fuße; hastig ergriff der Rabbi die Hand seines Weibes, eilig zog er sie fort, durch die dunkelen Gassen Bacherachs, eilig zum Tor hinaus, auf die Landstraße, die den Rhein entlang, nach Bingen führt.

Es war eine jener Frühlingsnächte, die zwar lau genug und hellgestirnt sind, aber doch die Seele mit seltsamen Schauern erfüllen. Leichenhaft dufteten die Blumen; schadenfroh und zugleich selbstbestängt zwitscherten die Vögel; der Mond warf heimtückisch gelbe Streiflichter über den dunkel himmelmelnden Strom; die hohen Felsenmassen des Ufers schienen bedrohlich wackelnde Riesenhäupter; der Turmwächter auf Burg-Strahleck blies eine melancholische Weise; und dazwischen läutete, eifrig gellend, das Sterbeglöckchen der Sankt-Wernerskirche. Die schöne Sara trug in der rechten Hand das silberne Waschbecken, ihre linke hielt der Rabbi noch immer gefaßt, und sie fühlte wie seine Finger eiskalt waren und wie sein Arm zitterte; aber sie folgte schweigend, vielleicht weil sie von jeher gewohnt, ihrem Manne blindlings und frage-los zu gehorchen, vielleicht auch weil ihre Lippen vor innerer Angst verschlossen waren.



Unterhalb der Burg Sonneck, Lorch gegenüber, ungefähr wo jetzt das Dörfchen Niederrheinbach liegt, erhebt sich eine Felsenplatte, die bogenartig über das Rheinufer hinaushängt. Diese erstieg Rabbi Abraham mit seinem Weibe, schaute sich um nach allen Seiten, und starrte hinauf nach den Sternen. Zitternd und von Todesängsten durchfröstelt stand neben ihm die schöne Sara, und betrachtete sein blasses Gesicht, das der Mond gespenstisch beleuchtete, und worauf es hin und her zuckte wie Schmerz, Furcht, Andacht und Wut. Als aber der Rabbi plötzlich das silberne Waschbecken ihr aus der Hand riß und es schollernd hinabwarf in den Rhein: da konnte sie das grausenhafte Angstgefühl nicht länger ertragen, und mit dem Ausrufe »Scha-dai voller Genade!« stürzte sie zu den Füßen des Mannes und beschwore ihn das dunkle Rätsel endlich zu enthüllen.

Der Rabbi, des Sprechens ohnmächtig, bewegte mehrmals lautlos die Lippen, und endlich rief er: »Siehst du den Engel des Todes? Dort unten schwebt er über Bacherach! Wir aber sind seinem Schwerte entronnen. Gelobt sei der Herr!« Und mit einer Stimme, die noch vor innerem Entsetzen bebte, erzählte er: wie er wohlgemut die Agade hinsingend und angelehnt saß, und zufällig unter den Tisch schaute, habe er dort, zu seinen Füßen, den blutigen Leichnam eines Kindes erblickt. »Da merkte ich« – setzte der Rabbi hinzu – »daß unsre zwei späte Gäste nicht von der Gemeinde Israels waren, sondern von der Versammlung der Gottlosen, die sich beraten hatten jenen Leichnam heimlich in



unser Haus zu schaffen, um uns des Kindermordes zu beschuldigen und das Volk aufzureißen uns zu plündern und zu ermorden. Ich durfte nicht merken lassen, daß ich das Werk der Finsternis durchschaut; ich hätte dadurch nur mein Verderben beschleunigt, und nur die List hat uns beide gerettet. Gelobt sei der Herr! Ängstige dich nicht, schöne Sara; auch unsre Freunde und Verwandte werden gerettet sein. Nur nach meinem Blute leczten die Ruchlosen; ich bin ihnen entronnen und sie begnügen sich mit meinem Silber und Golde. Komm mit mir, schöne Sara, nach einem anderen Lande, wir wollen das Unglück hinter uns lassen, und damit uns das Unglück nicht verfolge, habe ich ihm das Letzte meiner Habe, das silberne Becken, zur Versöhnung hingeworfen. Der Gott unserer Väter wird uns nicht verlassen. — Komm herab, du bist müde; dort unten steht bei seinem Kahn der stille Wilhelm; er fährt uns den Rhein hinauf.«

Lautlos und wie mit gebrochenen Gliedern war die schöne Sara in die Arme des Rabbi hingesunken, und langsam trug er sie hinab nach dem Ufer. Hier stand der stille Wilhelm, ein taubstummer aber bildschöner Knabe, der zum Unterhalt seiner alten Pflegemutter, einer Nachbarin des Rabbi, den Fischfang trieb und hier seinen Kahn angelegt hatte. Es war aber als erriete er schon gleich die Absicht des Rabbi, ja es schien als habe er eben auf ihn gewartet, um seine geschlossenen Lippen zog sich das lieblichste Mitleid, bedeutungstief ruhten seine großen blauen Augen auf der schönen Sara, und sorgsam trug er sie in den Kahn.

Der Blick des stummen Knaben weckte die schöne Sara aus ihrer Betäubung, sie fühlte auf einmal, daß alles was ihr Mann ihr erzählt, kein bloßer Traum sei, und Ströme bitterer Tränen ergossen sich über ihre Wangen, die jetzt so weiß wie ihr Gewand. Da saß sie nun in der Mitte des Kahns, ein weinendes Marmorbild; neben ihr saßen ihr Mann und der stille Wilhelm, welche emsig ruderten.

Sei es nun durch den einförmigen Ruderschlag, oder durch das Schaukeln des Fahrzeugs, oder durch den Duft jener Bergesufer, worauf die Freude wächst, immer geschieht es, daß auch der Betrübteste seltsam beruhigt wird, wenn er in der Frühlingsnacht, in einem leichten Kahne, leicht dahin fährt auf dem lieben, klaren Rheinstrom. Wahrlich, der alte, gutherzige Vater Rhein kann's nicht leiden, wenn seine Kinder weinen; tränenstillend wiegt er sie auf seinen treuen Armen, und erzählt ihnen seine schönsten Märchen und verspricht ihnen seine goldigsten Schätze, vielleicht gar den uralt versunkenen Nibelungshort. Auch die Tränen der schönen Sara flossen immer milder und milder, ihre gewaltigsten Schmerzen wurden fortgespielt von den flüsternen Wellen, die Nacht verlor ihr finstres Grauen, und die heimatlichen Berge grüßten wie zum zärtlichsten Lebewohl. Vor allen aber grüßte traulich ihr Lieblingsberg, der Kedrich, und in seiner seltsamen Mondbeleuchtung schien es, als stände wieder oben ein Fräulein mit ängstlich ausgestreckten Armen, als kröchen die flinken Zwerglein wimmelnd aus ihren Felsenspalten, und als käme ein Reuter den Berg hinaufgesprengt in vollem Ga-

lopp; — und der schönen Sara war zu Mute, als sei sie wieder ein kleines Mädchen und säße wieder auf dem Schoße ihrer Muhme aus Lorch, und diese erzähle ihr die hübsche Geschichte von dem kecken Reuter, der das arme, von den Zwergen geraubte Fräulein befreite, und noch andre wahre Geschichten, vom wunderlichen Wispertale drüben, wo die Vögel ganz vernünftig sprechen, und vom Pfefferkuchenland, wohin die folgsamen Kinder kommen, und von verwünschten Prinzessinnen, singenden Bäumen, gläsernen Schlössern, goldenen Brücken, lachenden Nixen... Aber zwischen all diesen hübschen Märchen, die klingend und leuchtend zu leben begannen, hörte die schöne Sara die Stimme ihres Vaters, der ärgerlich die arme Muhme ausschalt, daß sie dem Kinde so viel Torheiten in den Kopf schwatze! Als bald kam's ihr vor, als setzte man sie auf das kleine Bänkchen, vor dem Sammetsessel ihres Vaters, der mit weicher Hand ihr langes Haar streichelte, gar vergnügt mit den Augen lachte, und sich behaglich hin und her wiegte in seinem weiten, blauseidenen Sabbatschlafrock... Es mußte wohl Sabbath sein, denn die geblümte Decke war über den Tisch gespreitet, alle Geräte im Zimmet leuchteten spiegelblank gescheuert, der weißbärtige Gemeindediener saß an der Seite des Vaters und kaute Rosinen und sprach Hebräisch, auch der kleine Abraham kam herein mit einem allmächtig großen Buche, und bat bescheidenlich seinen Oheim um die Erlaubnis einen Abschnitt der Heiligen Schrift erklären zu dürfen, damit der Oheim sich selber überzeuge, daß er in der verflossenen Woche

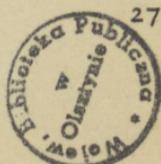
viel gelernt habe und viel Lob und Kuchen verdiene... Nun legte der kleine Bursche das Buch auf die breite Armlehne des Sessels, und erklärte die Geschichte von Jakob und Rahel, wie Jakob seine Stimme erhoben und laut geweint, als er sein Mühmchen Rahel zuerst erblickte, wie er so traurlich am Brunnen mit ihr gesprochen, wie er sieben Jahr um Rahel dienen mußte, und wie sie ihm so schnell verflossen, und wie er die Rahel geheuratet und immer und immer geliebt hat... Auf einmal erinnerte sich auch die schöne Sara, daß ihr Vater damals mit lustigem Tone ausrief: »Willst du nicht eben so dein Mühmchen Sara heuraten?« worauf der kleine Abraham ernsthaft antwortete: »Das will ich, und sie soll sieben Jahr warten.« Dämmernd zogen diese Bilder durch die Seele der schönen Frau, sie sah, wie sie und ihr kleiner Vetter, der jetzt so groß und ihr Mann geworden, kindisch mit einander in der Lauberhütte spielten, wie sie sich dort ergötzten an den bunten Tapeten, Blumen, Spiegeln und vergoldeten Äpfeln, wie der kleine Abraham immer zärtlich mit ihr koste, bis er allmählig größer und mürrisch wurde, und endlich ganz groß und ganz mürrisch... Und endlich sitzt sie zu Hause allein in ihrer Kammer eines Samstags Abend, der Mond scheint hell durchs Fenster, und die Tür fliegt auf, und hastig stürmt herein ihr Vetter Abraham, in Reisekleidern und blaß wie der Tod, und er greift ihre Hand, steckt einen goldenen Ring an ihren Finger und spricht feierlich: »Ich nehme dich hiermit zu meinem Weibe, nach den Gesetzen von Moses und Israel! Jetzt aber« — setzt er

bebend hinzu — »jetzt muß ich fort nach Spanien. Lebewohl, sieben Jahre sollst du auf mich warten!« Und er stürzt fort, und weinend erzählt die schöne Sara das alles ihrem Vater... Der tobt und wütet: »Schneid ab dein Haar, denn du bist ein verheuratetes Weib!« — und er will dem Abraham nachreutzen um einen Scheidebrief von ihm zu erzwingen; — aber der ist schon über alle Berge, der Vater kehrt schweigend nach Haus zurück, und wie die schöne Sara ihm die Reitstiefel ausziehen hilft und besänftigend äußert, daß der Abraham nach sieben Jahr zurückkehre, da flucht der Vater: »Sieben Jahr sollt ihr betteln gehn!« und bald stirbt er.

So zogen der schönen Sara die alten Geschichten durch den Sinn, wie ein hastiges Schattenspiel; die Bilder vermischten sich auch wunderlich, und zwischendurch schauten halb bekannte, halb fremde bärtige Gesichter und große Blumen mit fabelhaft breitem Blattwerk. Es war auch als murmelte der Rhein die Melodien der Agade, und die Bilder derselben stiegen daraus hervor, lebensgroß und verzerrt, tolle Bilder: der Erzvater Abraham zerschlägt ängstlich die Götzengestalten, die sich immer hastig wieder von selbst zusammensetzen; der Mitzri wehrt sich furchtbar gegen den ergrimmten Moses; der Berg Sinai blitzt und flammt; der König Pharaos schwimmt im Roten Meere, mit den Zähnen im Maule die zackige Goldkrone festhaltend; Frösche mit Menschenantlitz schwimmen hintendrein, und die Wellen schäumen und brausen, und eine dunkle Riesenhand taucht drohend daraus hervor. Das war Hattos Mäuseturm und der Kahn schoß

eben durch den Binger Strudel. Die schöne Sara ward dadurch etwas aus ihren Träumereien gerüttelt, und schaute nach den Bergen des Ufers, auf deren Spitzen die Schloßlichter flimmerten, und an deren Fuß die mondbeleuchteten Nachtnebel sich hinzogen. Plötzlich aber glaubte sie dort ihre Freunde und Verwandte zu sehen, wie sie mit Leichengesichtern und in weißwallenden Totenhemden schreckenhastig vorüberliefen, den Rhein entlang... es ward ihr schwarz vor den Augen, ein Einstrom ergoß sich in ihre Seele, und wie im Schlafe hörte sie nur noch, daß ihr der Rabbi das Nachgebet vorbetete, langsam ängstlich, wie es bei totkranken Leuten geschieht, und träumerisch stammelte sie noch die Worte: »Zehntausend zur Rechten, zehntausend zur Linken; den König zu schützen vor nächtlichem Grauen...«

Da verzog sich plötzlich all das eindringende Dunkel und Grausen, der düstre Vorhang ward vom Himmel fortgerissen, es zeigte sich oben die heilige Stadt Jerusalem, mit ihren Türmen und Toren; in goldner Pracht leuchtete der Tempel; auf dem Vorhofe desselben erblickte die schöne Sara ihren Vater, in seinem gelben Sabbatschlafrock und vergnügt mit den Augen lachend; aus den runden Tempelfenstern grüßten fröhlich alle ihre Freunde und Verwandte; im Allerheiligsten kniete der fromme König David, mit Purpurmantel und funklernder Krone, und lieblich ertönte sein Gesang und Saitenspiel, — und selig lächelnd entschlief die schöne Sara.



ZWEITES KAPITEL.

Als die schöne Sara die Augen aufschlug, ward sie fast geblendet von den Strahlen der Sonne. Die hohen Türme einer großen Stadt erhoben sich, und der stumme Wilhelm stand mit der Hakenstange aufrecht im Kahne und leitete denselben durch das lustige Gewühl vieler buntbewimpelten Schiffe, deren Mannschaft entweder müßig hinabschaute auf die Vorbeifahrenden, oder vielhändig beschäftigt war mit dem Ausladen von Kisten, Ballen und Fässern, die auf kleineren Fahrzeugen ans Land gebracht wurden; wobei ein betäubender Lärm, das beständige Hallorufen der Barkenführer, das Ge-schrei der Kaufleute vom Ufer her und das Keifen der Zöllner, die, in ihren roten Röcken, mit weißen Stäbchen und weißen Gesichtern, von Schiff zu Schiff hüpfen.

»Ja, schöne Sara« – sagte der Rabbi zu seiner Frau, heiter lächelnd – »das ist hier die weltberühmte freie Reichs- und Handelstadt Frankfurt am Main, und das ist eben der Mainfluß worauf wir jetzt fahren. Da drüben die lachenden Häuser, umgeben von grünen Hügeln, das ist das Sachsenhausen, woher uns der lahme Gumpertz, zur Zeit des Lauber-hüttenfestes, die schönen Myrrhen holt. Hier siehst du auch die starke Mainbrücke mit ihren dreizehn Bögen, und gar viel Volk, Wagen und Pferde, geht sicher darüberhin, und in der Mitte steht das Häus-chen, wovon die Mühmele Täubchen erzählt hat, daß ein getaufter Jude darin wohnt, der jedem, der

ihm eine tote Ratte bringt, sechs Heller auszahlt für Rechnung der jüdischen Gemeinde, die dem Stadtrate jährlich fünftausend Rattenschwänze abliefern soll!«

Über diesen Krieg, den die Frankfurter Juden mit den Ratten zu führen haben, mußte die schöne Sara laut lachen; das klare Sonnenlicht und die neue bunte Welt, die vor ihr auftauchte, hatte alles Grauen und Entsetzen der vorigen Nacht aus ihrer Seele verscheucht, und als sie, aus dem landenden Kahn, von ihrem Manne und dem stummen Wilhelm aufs Ufer gehoben worden, fühlte sie sich wie durchdrungen von freudiger Sicherheit. Der stumme Wilhelm aber, mit seinen schönen, tiefblauen Augen, sah ihr lange ins Gesicht, halb schmerzlich, halb heiter, dann warf er noch einen bedeutenden Blick nach dem Rabbi, sprang zurück in seinen Kahn, und bald war er damit verschwunden.

»Der stumme Wilhelm hat doch viele Ähnlichkeit mit meinem verstorbenen Bruder« – bemerkte die schöne Sara. »Die Engel sehen sich alle ähnliche« – erwiderte leichthin der Rabbi, und sein Weib bei der Hand ergreifend, führte er sie durch das Menschengewimmel des Ufers, wo jetzt, weil es die Zeit der Ostermesse, eine Menge hölzerner Krumbuden aufgebaut standen. Als sie, durch das dunkle Maintor, in die Stadt gelangten, fanden sie nicht minder lärmigen Verkehr. Hier, in einer engen Straße, erhob sich ein Kaufmannsladen neben dem andern, und die Häuser, wie überall in Frankfurt, waren ganz besonders zum Handel eingerichtet: im Erdgeschosse keine Fenster, sondern lauter offne Bo-

gentüren, so daß man tief hineinschauen und jeder Vorübergehende die ausgestellten Waren deutlich betrachten konnte. Wie staunte die schöne Sara ob der Masse kostbarer Sachen und ihrer niegesehenen Pracht! Da standen Venezianer, die allen Luxus des Morgenlands und Italiens feil boten, und die schöne Sara war wie festgebannt beim Anblick der aufgeschichteten Putzsachen und Kleinodien, der bunten Mützen und Mieder, der güldnen Armpang und Halsbänder, des ganzen Flitterkrams, das die Frauen sehr gern bewundern und womit sie sich noch lieber schmücken. Die reichgestickten Samt- und Seidenstoffe schienen mit der schönen Sara sprechen und ihr allerlei Wunderliches ins Gedächtnis zurückfunkeln zu wollen, und es war ihr wirklich zu Mute, als wäre sie wieder ein kleines Mädchen und Mühlmele Täubchen habe ihr Versprechen erfüllt, und sie nach der Frankfurter Messe geführt, und jetzt eben stehe sie vor den hübschen Kleidern, wovon ihr so viel erzählt worden. Mit heimlicher Freude überlegte sie schon was sie nach Bacherach mitbringen wolle, welchem von ihren beiden Bäschen, dem kleinen Blümchen oder dem kleinen Vögelchen, der blauseidne Gürtel am besten gefallen würde, ob auch die grünen Höschen dem kleinen Gottschalk passen mögen, — doch plötzlich sagte sie zu sich selber: »Ach Gott! die sind ja unterdessen großgewachsen und gestern umgebracht worden!« Sie schrak heftig zusammen und die Bilder der Nacht wollten schon mit all ihrem Entsetzen wieder in ihr aufsteigen; doch die goldgestickten Kleider blinzeln nach ihr wie mit tausend Schelmenaugen,

und redeten ihr alles Dunkle aus dem Sinn, und wie sie hinaufsah nach dem Antlitz ihres Mannes, so war dieses unumwölkt, und trug seine gewöhnliche ernste Milde. »Mach die Augen zu, schöne Sara« —



sagte der Rabbi, und führte seine Frau weiter durch das Menschengedränge.

Welch ein buntes Treiben! Zumeist waren es Handelsleute, die laut mit einander feilschten, oder auch mit sich selber sprechend an den Fingern rechneten, oder auch von einigen hochbepackten Markthel-

fern, die im kurzen Hundetrab hinter ihnen herliefen, ihre Einkäufe nach der Herberge schleppen ließen. Andere Gesichter ließen merken, daß bloß die Neugier sie herbeigezogen. Am roten Mantel und der goldenen Halskette erkannte man den breiten Ratsherrn. Das schwarze, wohlhabend bauschichte Wams verriet den ehrsamen stolzen Altbürger. Die eiserne Pickelhaube, das gelblederne Wams und die klirrenden Pfundsporen verkündigten den schweren Reutersknecht. Unterm schwarzen Sammethäubchen, das in einer Spitz auf der Stirne zusammenlief, barg sich ein rosiges Mädchengesicht, und die jungen Gesellen, die gleich witternden Jagdhunden hinterdrein sprangen, zeigten sich als vollkommene Stutzer durch ihre keckbefiederten Barette, ihre klingelnden Schnabelschuhe und ihre seidnen Kleider von geteilter Farbe, wo die rechte Seite grün, die linke Seite rot, oder die eine regenbogenartig gestreift, die andre buntscheckig gewürfelt war, so daß die närrischen Burschen aussahen, als wären sie in der Mitte gespalten. Von der Menschenströmung fortgezogen, gelangte der Rabbi mit seinem Weibe nach dem Römer. Dieses ist der große mit hohen Giebelhäusern umgebene Marktplatz der Stadt, seinen Namen führend von einem ungeheuren Hause, das Zum Römer hieß und vom Magistrate angekauft und zu einem Rathause geweiht wurde. In diesem Gebäude wählte man Deutschlands Kaiser und vor demselben wurden oft edle Ritterspiele gehalten. Der König Maximilian, der dergleichen leidenschaftlich liebte, war damals in Frankfurt anwesend, und tags zuvor hatte

man ihm zu Ehren, vor dem Römer, ein großes Stechen veranstaltet. An den hölzernen Schranken, die jetzt von den Zimmerleuten abgebrochen wurden, standen noch viele Müßiggänger und erzählten sich, wie gestern der Herzog von Braunschweig und der Markgraf von Brandenburg unter Pauken- und Trompetenschall gegen einander gerannt, wie Herr Walter der Lump den Bärenritter so gewaltig aus dem Sattel gestoßen, daß die Lanzensplitter in die Luft flogen, und wie der lange blonde König Max, im Kreise seines Hofgesindes, auf dem Balkone stand und sich vor Freude die Hände rieb. Die Decken von goldenen Stoffen lagen noch auf der Lehne des Balkons und der spitzböigen Rathausfenster. Auch die übrigen Häuser des Marktplatzes waren noch festlich geschmückt und mit Wappenschilden verziert, besonders das Haus Limburg, auf dessen Banner eine Jungfrau gemalt war, die einen Sperber auf der Hand trägt, während ihr ein Affe einen Spiegel vorhält. Auf dem Balkone dieses Hauses standen viele Ritter und Damen, in lächelnder Unterhaltung hinabblickend auf das Volk, das unten in tollen Gruppen und Aufzügen hin und her wogte. Welche Menge Müßiggänger von jedem Stande und Alter drängte sich hier, um ihre Schaulust zu befriedigen! Hier wurde gelacht, gegreint, gestohlen, in die Lenden gekniffen, gejubelt, und zwischendrein schmetterte gellend die Trompete des Arztes, der im roten Mantel, mit seinem Hanswurst und Affen, auf einem hohen Gerüste stand, seine eigne Kunstfertigkeit recht eigentlich ausposaunte, seine Tinkturen und Wundersalben anpries,

oder ernsthaft das Uringlas betrachtete, das ihm irgend ein altes Weib vorhielt, oder sich anschickte einem armen Bauer den Backzahn auszureißen. Zwei Fechtmeister, in bunten Bändern einherflatternd, ihre Rapiere schwingend, begegneten sich hier wie zufällig und stießen mit Scheinzorn auf einander; nach langem Gefechte erklärten sie sich wechselseitig für unüberwindlich und sammelten einige Pfenninge. Mit Trommler und Pfeifer marschierte jetzt vorbei die neu errichtete Schützengilde. Hierauf folgte, angeführt von dem Stöcker, der eine rote Fahne trug, ein Rudel fahrender Fräulein, die aus dem Frauenhause »zum Esel« von Würzburg herkamen und nach dem Rosentale hinzogen, wo die hochlöbliche Obrigkeit ihnen für die Meßzeit ihr Quartier angewiesen. »Mach die Augen zu, schöne Sara!« – sagte der Rabbi. Denn jene phantastisch und allzu knapp bekleideten Weibsbilder, worunter einige sehr hübsche, gebärdeten auf die unzüchtigste Weise, entblößten ihren weißen, frechen Busen, neckten die Vorübergehenden mit schamlosen Worten, schwangen ihre langen Wanderröcke, und indem sie auf letzteren, wie auf Steckenpferden, die Sankt-Katharinen-Pforte hinabritten, sangen sie mit gellender Stimme das Hexenlied:

»Wo ist der Bock, das Höllentier?
Wo ist der Bock? Und fehlt der Bock,
So reiten wir, so reiten wir,
So reiten wir auf dem Stock!«

Dieser Singsang, den man noch in der Ferne hören konnte, verlor sich am Ende in den kirchlich lang-

gezogenen Tönen einer herannahenden Prozession. Das war ein trauriger Zug von kahlköpfigen und barfüßigen Mönchen, welche brennende Wachslichter oder Fahnen mit Heilgenbildern, oder auch große silberne Kruzifice trugen. An ihrer Spitze gingen rot- und weiß-geröckte Knaben mit dampfenden Weihrauchkesseln. In der Mitte des Zuges unter einem prächtigen Baldachin, sah man Geistliche in weißen Chorhemden von kostbaren Spitzen oder in buntseidnen Stolen, und einer derselben trug in der Hand ein sonnenartig goldnes Gefäß, das er, bei einer Heiligennische der Marktecke anlangend, hoch emporhob, während er lateinische Worte halb rief, halb sang... Zugleich erklingelte ein kleines Glöckchen und alles Volk ringsum verstummte, fiel auf die Knie und bekreuzte sich. Der Rabbi aber sprach zu seinem Weibe: »Mach die Augen zu, schöne Sara!« – und hastig zog er sie von hinten, nach einem schmalen Nebengäßchen, durch ein Labyrinth von engen und krummen Straßen, und endlich über den unbewohnten, wüsten Platz, der das neue Judenquartier von der übrigen Stadt trennte.

Vor jener Zeit wohnten die Juden zwischen dem Dom und dem Mainufer, nämlich von der Brücke bis zum Lumpenbrunnen und von der Mehlwaage bis zu Sankt Bartholomäi. Aber die katholischen Priester erlangten eine päpstliche Bulle, die den Juden verwehrte in solcher Nähe der Hauptkirche zu wohnen, und der Magistrat gab ihnen einen Platz auf dem Wollgraben, wo sie das heutige Judenquartier erbauten. Dieses war mit starken Mauern

versehen, auch mit eisernen Ketten vor den Toren, um sie gegen Pöbelandrang zu sperren. Denn hier lebten die Juden ebenfalls in Druck und Angst, und mehr als heut zu Tage in der Erinnerung früherer Nöten. Im Jahr 1240 hatte das entzügelte Volk ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet, welches man die erste Judenschlacht nannte, und im Jahr 1349, als die Geißler, bei ihrem Durchzuge, die Stadt anzündeten und die Juden des Brandstiftens anklagten, wurden diese von dem aufgereizten Volke zum größten Teil ermordet oder sie fanden den Tod in den Flammen ihrer eignen Häuser, welches man die zweite Judenschlacht nannte. Später bedrohte man die Juden noch oft mit dergleichen Schlachten, und bei innern Unruhen Frankfurts, besonders bei einem Streite des Rates mit den Zünften, stand der Christenpöbel oft im Begriff das Judenquartier zu stürmen. Letzteres hatte zwei Tore, die an katholischen Feiertagen von außen, an jüdischen Feiertagen von innen geschlossen wurden, und vor jedem Tor befand sich ein Wachthaus mit Stadtsoldaten.

Als der Rabbi mit seinem Weibe an das Tor des Judenquartiers gelangte, lagen die Landsknechte, wie man durch die offnen Fenster sehen konnte, auf der Pritsche ihrer Wachtstube, und draußen, vor der Türe, im vollen Sonnenschein, saß der Trommelschläger und phantasierte auf seiner großen Trommel. Das war eine schwere dicke Gestalt; Wams und Hosen von feuergelbem Tuch, an Armen und Lenden weit aufgepufft, und als wenn unzählige Menschenzungen daraus hervorleckten, von oben



bis unten besät mit kleinen eingenähten roten Wülstchen; Brust und Rücken gepanzert mit schwarzen Tuchpolstern, woran die Trommel hing; auf dem Kopfe eine platte runde schwarze Kappe; das Gesicht eben so platt und rund, auch orangengelb und mit roten Schwärchen gespickt, und verzogen zu einem gähnenden Lächeln. So saß der Kerl und trommelte die Melodie des Liedes, das einst die Geißler bei der Judenschlacht gesungen, und mit seinem rauhen Biertone gurgelte er die Worte:

»Unsre liebe Fraue,
Die ging im Morgentaue,
Kyrie Eleison!«

»Hans, das ist eine schlechte Melodie« — rief eine Stimme hinter dem verschlossenen Tore des Judenquartiers — »Hans, auch ein schlecht Lied, paßt nicht für die Trommel, paßt gar nicht, und bei Leibe nicht in der Messe und am Ostermorgen, schlecht Lied, gefährlich Lied, Hans, Hänschen, klein Trommelhänschen, ich bin ein einzelner Mensch, und wenn du mich lieb hast, wenn du den Stern lieb hast, den langen Stern, den langen Nasenstern, so hör auf!«

Diese Worte wurden von dem ungesesehenen Sprecher, teils angstvoll hastig, teils aufseufzend langsam hervorgestoßen, in einem Tone worin das ziehend Weiche und das heiser Harte schroff abwechselte, wie man ihn bei Schwindsüchtigen findet. Der Trommelschläger blieb unbewegt, und in der vorigen Melodie forttrommelnd sang er weiter:

»Da kam ein kleiner Junge,
Sein Bart war ihm entsprungen,
Halleluja!«

»Hans« — rief wieder die Stimme des obenerwähnten Sprechers — »Hans, ich bin ein einzelner Mensch, und es ist ein gefährlich Lied, und ich hör es nicht gern, und ich hab meine Gründe, und wenn du mich lieb hast, singst du was anders, und morgen trinken wir...«

Bei dem Wort »Trinken« hielt der Hans inne mit seinem Trommeln und Singen, und biedern Tones sprach er: »Der Teufel hole die Juden, aber du, lieber Nasenstern, bist mein Freund, ich beschütz dich, und wenn wir noch oft zusammen trinken, werde ich dich auch bekehren. Ich will dein Pate sein, wenn du getauft wirst, wirst du selig, und wenn du Genie hast und fleißig bei mir lernst, kannst du sogar noch Trommelschläger werden. Ja, Nasenstern, du kannst es noch weit bringen, ich will dir den ganzen Katechismus vortrommeln, wenn wir morgen zusammen trinken — aber jetzt mach mal das Tor auf, da stehen zwei Fremde und begehren Einlaß.«

»Das Tor auf?« — schrie der Nasenstern und die Stimme versagte ihm fast. »Das geht nicht so schnell, lieber Hans, man kann nicht wissen, man kann gar nicht wissen, und ich bin ein einzelner Mensch. Der Veitel Rindskopf hat den Schlüssel und steht jetzt still in der Ecke und brümmelt sein Achtzehn-Gebet; da darf man sich nicht unterbrechen lassen. Jäkel der Narr ist auch hier, aber er schlägt jetzt sein Wasser ab. Ich bin ein einzelner Mensch!«

»Der Teufel hole die Juden!« rief der Trommelhans, und über diesen eignen Witz laut lachend, trollte er sich nach der Wachtstube und legte sich ebenfalls auf die Pritsche.

Während nun der Rabbi mit seinem Weibe jetzt ganz allein vor dem großen verschlossenen Tore stand, erhub sich hinter demselben eine schnarrende, näselnde, etwas spöttisch gezogene Stimme: »Sternchen, dröhne nicht so lange, nimm die Schlüssel aus Rindsköpfchens Rocktasche, oder nimm deine Nase, und schließe damit das Tor auf. Die Leute stehen schon lange und warten.«

»Die Leute?« – schrie ängstlich die Stimme des Mannes, den man den Nasenstern nannte – »ich glaubte es wäre nur Einer, und ich bitte dich, Narr, lieber Jäkel Narr, guck mal heraus wer da ist?«

Da öffnete sich im Tore ein kleines, wohlvergittertes Fensterlein, und zum Vorschein kam eine gelbe, zweihörnige Mütze und darunter das drollig verschnörkelte Lustigmachergesicht Jäkels des Narr. In demselben Augenblicke schloß sich wieder die Fensterluke und ärgerlich schnarrte es: »Mach auf, mach auf, draußen ist nur ein Mann und ein Weib.«

»Ein Mann und ein Weib!« – ätzte der Nasenstern – »Und wenn das Tor aufgemacht wird, wirft das Weib den Rock ab und es ist auch ein Mann, und es sind dann zwei Männer, und wir sind nur unserer drei!«

»Sei kein Hase!« – erwiderte Jäkel der Narr – »und sei herhaft und zeige Courage!«

»Courage!« – rief der Nasenstern und lachte mit

verdrießlicher Bitterkeit — »Hase! Hase ist ein schlechter Vergleich, Hase ist ein unreines Tier. Courage! Man hat mich nicht der Courage wegen hierhergestellt, sondern der Vorsicht halber. Wenn zu viele kommen soll ich schreien. Aber ich selbst kann sie nicht zurückhalten. Mein Arm ist schwach, ich trage eine Fontenelle und ich bin ein einzelner Mensch. Wenn man auf mich schießt bin ich tot. Dann sitzt der reiche Mendel Reiß am Sabbat bei Tische, und wischt sich vom Maul die Rosinen-sauce, und streichelt sich den Bauch, und sagt vielleicht: ,Das lange Nasensternchen war doch ein braves Kerlchen, wär Es nicht gewesen, so hätten sie das Tor gesprengt, Es hat sich doch für uns tot-schießen lassen, Es war ein braves Kerlchen, Scha-de daß es tot ist —‘«

Die Stimme wurde hier allmählig weich und weinerlich, aber plötzlich schlug sie über in einen hastigen, fast erbitterten Ton: »Courage! Und damit der reiche Mendel Reiß sich die Rosinensauce vom Maul abwischen, und sich den Bauch streicheln, und mich braves Kerlchen nennen möge, soll ich mich totschießen lassen? Courage! Herzhaft! Der kleine Strauß war herhaftig, und hat gestern auf dem Römer dem Stechen zugesehen, und hat geglaubt man kannte ihn nicht, weil er einen violetten Rock trug, von Samt, drei Gulden die Elle, mit Fuchsschwänzchen, ganz goldgestickt, ganz prächtig — und sie haben ihm den violetten Rock so lange geklopft bis er abfärbte und auch sein Rücken violett geworden ist und nicht mehr menschenähnlich sieht. Courage! Der krumme Leser war her-

haftig, nannte unseren lumpigen Schultheiß einen Lump, und sie haben ihn an den Füßen aufgehängt, zwischen zwei Hunden, und der Trommelhans trommelte. Courage! Sei kein Hase! Unter den vielen Hunden ist der Hase verloren, ich bin ein einzelner Mensch, und ich habe wirklich Furcht!« »Schwör mal!« — rief Jäkel der Narr.

»Ich habe wirklich Furcht!« — wiederholte seufzend der Nasenstern — »ich weiß die Furcht liegt im Geblüt und ich habe es von meiner seligen Mutter —« »Ja, ja!« — unterbrach ihn Jäkel der Narr — »und deine Mutter hatte es von ihrem Vater, und der hatte es wieder von dem seinigen, und so hatten es deine Voreltern einer vom andern, bis auf deinen Stammvater, welcher unter König Saul gegen die Philister zu Felde zog und der erste war welcher Reißaus nahm. — Aber sieh mal, Rindsköpfchen ist gleich fertig, er hat sich bereits zum viertenmal gebückt, schon hüpf't er wie ein Floh bei dem dreimaligen Worte Heilig, und jetzt greift er vorsichtig in die Tasche ...«

In der Tat, die Schlüssel rasselten, knarrend öffnete sich ein Flügel des Tores, und der Rabbi und sein Weib traten in die ganz menschenleere Judengasse. Der Aufschließer aber, ein kleiner Mann mit gutmütig sauerm Gesicht, nickteträumerisch wie einer, der in seinen Gedanken nicht gern gestört sein möchte, und nachdem er das Tor wieder sorgsam verschlossen, schlappte er, ohne ein Wort zu reden, nach einem Winkel hinter dem Tore, beständig Gebete vor sich himmurmelnd. Minder schweigsam war Jäkel der Narr, ein untersetzter, etwas krumm-



beiniger Gesell, mit einem lachend vollroten Antlitz und einer unmenschlich großen Fleischhand, die er, aus den weiten Ärmeln seiner buntscheckigen Jacke, zum Willkomm hervorstreckte. Hinter ihm zeigte oder vielmehr barg sich eine lange, magere Gestalt, der schmale Hals weißbefiedert von einer feinen batistnen Krause, und das dünne, blasse Gesicht gar wundersam geziert mit einer fast unglaublich langen Nase, die sich neugierig angstvoll hin und her bewegte.

»Gott willkommen! zum guten Festtag!« — rief Jäkel der Narr — »wundert euch nicht daß jetzt die Gasse so leer und still ist. Alle unsere Leute sind jetzt in der Synagoge und Ihr kommt eben zur rechten Zeit, um dort die Geschichte von der Opferung Isaaks vorlesen zu hören. Ich kenne sie, es ist eine interessante Geschichte, und wenn ich sie nicht schon dreiunddreißigmal angehört hätte, so würde ich sie gern dies Jahr noch einmal hören. Und es ist eine wichtige Geschichte, denn wenn Abraham den Isaak wirklich geschlachtet hätte, und nicht den Ziegenbock, so wären jetzt mehr Ziegenböcke und weniger Juden auf der Welt.« — Und mit wahnsinnig lustiger Grimasse fing der Jäkel an, folgendes Lied aus der Agade zu singen:

»Ein Böcklein, ein Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein! ein Böcklein!

»Es kam ein Kätzlein und aß das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

»Es kam ein Hündlein und biß das Kätzlein, das ge-

fressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

»Es kam ein Stöcklein und schlug das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

»Es kam ein Feuerlein und verbrannte das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

»Es kam ein Wässerlein und löschte das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

»Es kam ein Öchslein und soff das Wässerlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

»Es kam ein Schlächterlein und schlachtete das Öchslein, das gesoffen das Wässerlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

»Es kam ein Todesenglein und schlachtete das Schlächterlein, das geschlachtet das Öchslein, das gesoffen das Wässerlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das

Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen
das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür
zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

»Ja, schöne Frau« — fügte der Sänger hinzu — »einst
kommt der Tag, wo der Engel des Todes den
Schlächter schlachten wird, und all unser Blut
kommt über Edom; denn Gott ist ein rächender
Gott — — —«

Aber plötzlich den Ernst, der ihn unwillkürlich be-
schlichen, gewaltsam abstreifend, stürzte sich Jäkel
der Narr wieder in seine Possenreißerei und fuhr
fort mit schnarrendem Lustigmachertone: »Fürcht-
tet Euch nicht, schöne Frau, der Nasenstern tut
Euch nichts zu Leid. Nur für die alte Schnapper-
Elle ist er gefährlich. Sie hat sich in seine Nase ver-
liebt, aber die verdient es auch. Sie ist schön wie der
Turm der gen Damaskus schaut, und erhaben wie
die Zeder des Libanons. Auswendig glänzt sie wie
Glimmgold und Syrop, und inwendig ist lauter
Musik und Lieblichkeit. Im Sommer blüht sie, im
Winter ist sie zugefroren, und Sommer und Winter
wird sie gehätschelt von Schnapper-Elles weißen
Händen. Ja, die Schnapper-Elle ist verliebt in ihn,
ganz vernarrt. Sie pflegt ihn, sie füttert ihn, und so-
bald er fett genug ist, wird sie ihn heuraten, und
für ihr Alter ist sie noch jung genug, und wer mal
nach dreihundert Jahren hierher nach Frankfurt
kommt, wird den Himmel nicht sehen können vor
lauter Nasensternen!«

»Ihr seid Jäkel der Narr« — rief lachend der Rabbi —
»ich merk' es an Euren Worten. Ich habe oft von
Euch sprechen gehört.«

»Ja, ja« — erwiderte jener mit drolliger Bescheidenheit — »ja, ja, das macht der Ruhm. Man ist oft weit und breit für einen größern Narren bekannt als man selbst weiß. Doch ich gebe mir viele Mühe ein Narr zu sein und springe und schüttle mich, damit die Schellen klingeln. Andre haben's leichter ... Aber sagt mir, Rabbi, warum reiset Ihr am Feiertage?«

»Meine Rechtfertigung« — versetzte der Befragte — »steht im Talmud, und es heißt: Gefahr vertreibt den Sabbat.«

»Gefahr!« — schrie plötzlich der lange Nasenstern und gebärdete sich wie in Todesangst — »Gefahr! Gefahr! Trommelhans, trommel', trommle, Gefahr! Gefahr! Trommelhans ...«

Draußen aber rief der Trommelhans mit seiner dikken Bierstimme: »Tausend Donner Sakrament! Der Teufel hole die Juden! Das ist schon das dritte Mal, daß du mich heute aus dem Schlafe weckst, Nasenstern! Mach mich nicht rasend! Wenn ich rase, werde ich wie der leibhaftige Satanas, und dann, so wahr ich ein Christ bin, dann schieße ich mit der Büchse durch die Gitterluke des Tores, und dann hüte jeder seine Nase!«

»Schieß nicht! Schieß nicht! ich bin ein einzelner Mensch« — wimmerte angstvoll der Nasenstern und drückte sein Gesicht fest an die nächste Mauer, und in dieser Stellung verharrte er zitternd und leise betend.

»Sagt, sagt, was ist passiert?« — rief jetzt auch Jäkel der Narr, mit all jener hastigen Neugier, die schon damals den Frankfurter Juden eigentümlich war.

Der Rabbi aber riß sich von ihm los und ging mit seinem Weibe weiter die Judengasse hinauf. »Sieh, schöne Sara« – sprach er seufzend – »wie schlecht geschützt ist Israel! Falsche Freunde hüten seine Tore von außen, und drinnen sind seine Hüter Narrheit und Furcht!«

Langsam wanderten die beiden durch die lange, leere Straße, wo nur hie und da ein blühender Mädchenkopf zum Fenster hinausguckte, während sich die Sonne in den blanken Scheiben festlich heiter bespiegelte. Damals nämlich waren die Häuser des Judenviertels noch neu und nett, auch niedriger wie jetzt, indem erst späterhin die Juden, als sie in Frankfurt sich sehr vermehrten und doch ihr Quartier nicht erweitern durften, dort immer ein Stockwerk über das andere bauten, sardellenartig zusammenrückten und dadurch an Leib und Seele verkrüppelten. Der Teil des Judenquartiers, der nach dem großen Brände stehen geblieben und den man die alte Gasse nennt, jene hohen schwarzen Häuser, wo ein grinsendes, feuchtes Volk umherschächer, ist ein schauderhaftes Denkmal des Mittelalters. Die ältere Synagoge existiert nicht mehr; sie war minder geräumig als die jetzige, die später erbaut wurde, nachdem die Nüremberger Vertriebenen in die Gemeinde aufgenommen worden. Sie lag nördlicher. Der Rabbi brauchte ihre Lage nicht erst zu erfragen. Schon aus der Ferne vernahm er die vielen verworrenen und überaus lauten Stimmen. Im Hofe des Gotteshauses trennte er sich von seinem Weibe. Nachdem er an dem Brunnen, der dort steht, seine Hände gewaschen, trat er in jenen

untern Teil der Synagoge, wo die Männer beten; die schöne Sara hingegen erstieg eine Treppe und gelangte oben nach der Abteilung der Weiber. Diese obere Abteilung war eine Art Galerie mit drei Reihen hölzerner, braunrot angestrichener Sitze, deren Lehne oben mit einem hängenden Brett versehen war, das, um das Gebetbuch darauf zu legen, sehr bequem aufgeklappt werden konnte. Die Frauen saßen hier schwatzend neben einander oder standen aufrecht, inbrünstig betend; manchmal auch traten sie neugierig an das große Gitter, das sich längs der Morgenseite hinzog und durch dessen dünne grüne Latten man hinabschauen konnte in die untere Abteilung der Synagoge. Dort, hinter hohen Betpulten, standen die Männer in ihren schwarzen Mänteln, die spitzen Bärte herabschießend über die weißen Halskrausen, und die plattbedeckten Köpfe mehr oder minder verhüllt von einem viereckigen, mit den gesetzlichen Schaufäden versehenen Tuche, das aus weißer Wolle oder Seide bestand, mitunter auch mit goldenen Tressen geschmückt war. Die Wände der Synagoge waren ganz einförmig geweißt, und man sah dort keine andre Zierrat als etwa das verguldete Eisengütter um die viereckige Bühne, wo die Gesetzabschnitte verlesen werden, und die heilige Lade, ein kostbar gearbeiteter Kasten, scheinbar getragen von marmornen Säulen mit üppigen Kapitälern, deren Blumen- und Laubwerk gar lieblich emporrankte, und bedeckt mit einem Vorhang von kornblauem Sammet, worauf mit Goldflittern, Perlen und bunten Steinen eine fromme Inschrift gestickt war. Hier

hing die silberne Gedächtnis-Ampel und erhob sich ebenfalls eine vergitterte Bühne, auf deren Geländer sich allerlei heilige Geräte befanden, unter andern der siebenarmige Tempel-Leuchter, und vor demselben, das Antlitz gegen die Lade, stand der Vorsänger, dessen Gesang instrumentenartig begleitet wurde von den Stimmen seiner beiden Gehülfen, das Bassisten und des Diskantsingers. Die Juden haben nämlich alle wirkliche Instrumentalmusik aus ihrer Kirche verbannt, während, daß der Lobgesang Gottes erbaulicher aufsteige aus der warmen Menschenbrust als aus kalten Orgelpfeifen. Recht kindlich freute sich die schöne Sara, als jetzt der Vorsänger, ein trefflicher Tenor, seine Stimme erhob und die uralten, ernsten Melodien, die sie so gut kannte, in noch nie geahndeter junger Lieblichkeit aufblüheten, während der Bassist, zum Gegensatze, die tiefen, dunkeln Töne hineinbrummte, und in den Zwischenpausen der Diskantsänger fein und süß trillerte. Solchen Gesang hatte die schöne Sara in der Synagoge von Bacherach niemals gehört, denn der Gemeindevorsteher, David Lewi, machte dort den Vorsänger, und wenn dieser schon bejahrte zitternde Mann, mit seiner zerbröckelten, meckernden Stimme wie ein junges Mädchen trillern wollte, und in solch gewaltsamer Anstrengung seinen schlaff herabhängenden Arm fieberhaft schüttelte, so reizte dergleichen wohl mehr zum Lachen als zur Andacht.

Ein frommes Behagen, gemischt mit weiblicher Neugier, zog die schöne Sara ans Gitter, wo sie hinabschauen konnte in die untere Abteilung, die

sogenannte Männerschule. Sie hatte noch nie eine so große Anzahl Glaubensgenossen gesehen, wie sie da unten erblickte, und es ward ihr noch heimlich wohler ums Herz in der Mitte so vieler Menschen, die ihr so nahe verwandt durch gemeinschaftliche Abstammung, Denkweise und Leiden. Aber noch viel bewegter wurde die Seele des Weibes, als drei alte Männer ehrfurchtvoll vor die heilige Lade traten, den glänzenden Vorhang an die Seite schoben, den Kasten aufschlossen und sorgsam jenes Buch herausnahmen, das Gott mit heilig eigner Hand geschrieben und für dessen Erhaltung die Juden so viel erduldet, so viel Elend und Haß, Schmach und Tod, ein tausendjähriges Martyrhum. Dieses Buch, eine große Pergamentrolle, war wie ein fürstliches Kind in einem buntgestickten Mäntelchen von rotem Sammet gehüllt; oben, auf den beiden Rollhölzern, stecken zwei silberne Gehäuschen, worin allerlei Granaten und Glöckchen sich zierlich bewegten und klingelten, und vorn, an silbernen Kettchen, hingen goldne Schilder mit bunten Edelsteinen. Der Vorsänger nahm das Buch, und als sei es ein wirkliches Kind, ein Kind um dessentwillen man große Schmerzen erlitten und das man nur desto mehr liebt, wiegte er es in seinen Armen, tänzelte damit hin und her, drückte es an seine Brust, und durchschauert von solcher Berührung, erhub er seine Stimme zu einem so jauchzend frommen Dankliede, daß es der schönen Sara bedünkte, als ob die Säulen der heiligen Lade zu blühen begonnen, und die wunderbaren Blumen und Blätter der Kapitäler immer höher hinaufwüch-

sen, und die Töne des Diskanten sich in lauter Nachtigallen verwandelten, und die Wölbung der Synagoge gesprengt würde von den gewaltigen Tönen des Bassisten, und die Freudigkeit Gottes herabströmte aus dem blauen Himmel. Das war ein schöner Psalm. Die Gemeinde wiederholte chorartig die Schlußverse, und nach der erhöhten Bühne in der Mitte der Synagoge schritt langsam der Vorsänger mit dem heiligen Buche, während Männer und Knaben sich hastig hinzudrängten um die Sammethylle desselben zu küssen oder auch nur zu berühren. Auf der erwähnten Bühne zog man von dem heiligen Buche das samtne Mäntelchen, so wie auch die mit bunten Buchstaben beschriebenen Windeln, womit es umwickelt war, und aus der geöffneten Pergamentrolle, in jenem singenden Tone, der am Paschafest noch gar besonders moduliert wird, las der Vorsänger die erbauliche Geschichte von der Versuchung Abrahams.

Die schöne Sara war bescheiden vom Gitter zurückgewichen, und eine breite, putzbeladene Frau von mittlerem Alter und gar gespreizt wohlwollendem Wesen, hatte ihr, mit stummen Nicken, die Mitsicht in ihrem Gebetbuche vergönnt. Diese Frau mochte wohl keine große Schriftgelehrte sein; denn als sie die Gebete murmelnd vor sich hinlas, wie die Weiber, da sie nicht laut mitsingen dürfen, zu tun pflegen, so bemerkte die schöne Sara, daß sie viele Worte allzusehr nach Gutdünken aussprach und manche gute Zeile ganz überschlupperte. Nach einer Weile aber hoben sich schmachend langsam die wasserklaren Augen der guten



Frau, ein flaches Lächeln glitt über das porzellanhafte rot und weiße Gesicht, und mit einem Tone, der so vornehm als möglich hinschmelzen wollte, sprach sie zur schönen Sara: »Er singt sehr gut. Aber ich habe doch in Holland noch viel besser singen hören. Sie sind fremd und wissen vielleicht nicht, daß es der Vorsänger aus Worms ist, und daß man ihn hier behalten will wenn er mit jährlichen

vierhundert Gulden zufrieden. Es ist ein lieber Mann und seine Hände sind wie Alabaster. Ich halte viel von einer schönen Hand. Eine schöne Hand zierte den ganzen Menschen!« — Dabei legte die gute Frau selbstgefällig ihre Hand, die wirklich noch schön war, auf die Lehne des Betpultes, und mit einer graziösen Beugung des Hauptes andeutend, daß sie sich im Sprechen nicht gern unterbrechen lasse, setzte sie hinzu: »Das Singerchen ist noch ein Kind und sieht sehr abgezehrt aus. Der Baß ist gar zu häßlich und unser Stern hat mal sehr witzig gesagt: ,Der Baß ist ein größerer Narr, als man von einem Baß zu verlangen braucht!‘ Alle drei speisen in meiner Garküche, und Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Elle Schnapper bin.« Die schöne Sara dankte für diese Mitteilung, wogegen wieder die Schnapper-Elle ihr ausführlich erzählte, wie sie einst in Amsterdam gewesen, dort wegen ihrer Schönheit gar vielen Nachstellungen unterworfen war, und wie sie drei Tage vor Pfingsten nach Frankfurt gekommen und den Schnapper geheuratet, wie dieser am Ende gestorben, wie er auf dem Todbett die rührendsten Dinge gesprochen, und wie es schwer sei als Vorsteherin einer Garküche die Hände zu konservieren. Manchmal sah sie nach der Seite, mit wegwerfendem Blicke, der wahrscheinlich einigen spöttischen jungen Weibern galt, die ihren Anzug musterten. Merkwürdig genug war diese Kleidung: ein weitausgebauschter Rock von weißem Atlas, worin alle Tierarten der Arche Noäh grellfarbig gestickt, ein Wams von Goldstoff wie ein Kürass, die Ärmel von rotem

Samt, gelb geschlitzt, auf dem Haupte eine unmenschlich hohe Mütze, um den Hals eine allmächtige Krause von weißem Steiflinnen, so wie auch eine silberne Kette, woran allerlei Schaupfennige, Kameen und Raritäten, unter andern ein großes Bild der Stadt Amsterdam, bis über den Busen herabgingen. Aber die Kleidung der übrigen Frauen war nicht minder merkwürdig und bestand wohl aus einem Gemische von Moden verschiedener Zeiten, und manches Weiblein, bedeckt mit Gold und Diamanten, glich einem wandelnden Juwelierladen. Es war freilich den Frankfurter Juden damals eine bestimmte Kleidung gesetzlich vorgeschrieben, und zur Unterscheidung von den Christen, sollten die Männer an ihren Mänteln gelbe Ringe und die Weiber an ihren Mützen hochaufstehende blaugestreifte Schleier tragen. Jedoch im Judenquartier wurde diese obrigkeitliche Verordnung wenig beachtet, und dort, besonders an Festtagen, und zumal in der Synagoge, suchten die Weiber so viel Kleiderpracht als möglich gegen einander auszukramen, teils um sich beneiden zu lassen, teils auch um den Wohlstand und die Kreditfähigkeit ihrer Eheherrn darzutun.

Während nun unten in der Synagoge die Gesetzausschnitte aus den Büchern Mosis vorgelesen werden, pflegt dort die Andacht etwas nachzulassen. Mancher macht es sich bequem und setzt sich nieder, flüstert auch wohl mit einem Nachbar über weltliche Angelegenheiten, oder geht hinaus auf den Hof, um frische Luft zu schöpfen. Kleine Knaben nehmen sich unterdessen die Freiheit ihre Mütter

in der Weiberabteilung zu besuchen, und hier hat alsdann die Andacht wohl noch größere Rück-schritte gemacht: hier wird geplaudert, geruddelt, gelacht, und, wie es überall geschieht, die jüngeren Frauen scherzen über die alten, und diese klagen wieder über Leichtfertigkeit der Jugend und Ver-schlechterung der Zeiten. Gleichwie es aber unten in der Synagoge zu Frankfurt einen Vorsänger gab, so gab es in der obern Abteilung eine Vorklatsche-rin. Das war Hündchen Reiß, eine platte grünliche Frau, die jedes Unglück witterte und immer eine skandalose Geschichte auf der Zunge trug. Die gewöhnliche Zielscheibe ihrer Spitzreden war die arme Schnapper-Elle, sie wußte gar drollig die erzwungen vornehmen Gebärden derselben nachzu-äffen, so wie auch den schmachtenden Anstand womit sie die schalkhaften Huldigungen der Jugend entgegen nimmt.

»Wißt ihr wohl« — rief jetzt Hündchen Reiß — »die Schnapper-Elle hat gestern gesagt: Wenn ich nicht schön und klug und geliebt wäre, so möchte ich nicht auf der Welt sein!«

Da wurde etwas laut gekichert, und die nahstehende Schnapper-Elle, merkend daß es auf ihre Kosten geschah, hob verachtungsvoll ihr Auge empor, und wie ein stolzes Prachtschiff segelte sie nach einem entfernteren Platze. Die Vögele Ochs, eine runde, etwas täppische Frau, bemerkte mitleidig: die Schnapper-Elle sei zwar eitel und beschränkt, aber sehr bravmütig, und sie tue sehr viel Gutes an Leute, die es nötig hätten.

»Besonders an den Nasenstern« — zischte Hündchen

Reiß. Und alle die das zarte Verhältnis kannten, lachten um so lauter.

»Wißt ihr wohl« — setzte Hündchen hämisch hinzu — »der Nasenstern schläft jetzt auch im Hause der Schnapper-Elle ... Aber seht mal, dort unten die Süschen Flörsheim trägt die Halskette die Daniel Fläsch bei ihrem Manne versetzt hat. Die Fläsch ärgert sich ... Jetzt spricht sie mit der Flörsheim ... Wie sie sich so freundlich die Hand drücken! Und hassen sich doch wie Midian und Moab! Wie sie sich so liebevoll anlächeln! Freßt euch nur nicht vor lauter Zärtlichkeit! Ich will mir das Gespräch anhören.«

Und nun, gleich einem lauernden Tiere, schlich Hündchen Reiß hinzu und hörte, daß die beiden Frauen teilnehmend einander klagten, wie sehr sie sich verflossene Woche abgearbeitet, um in ihren Häusern aufzuräumen und das Küchengeschirr zu scheuern, was vor dem Paschafeste geschehen muß, damit kein einziges Brosämchen der gesäuerten Bröte daran kleben bleibe. Auch von der Mühseligkeit beim Backen der ungesäuerten Bröte sprachen die beiden Frauen. Die Fläsch hatte noch besondere Beklagnisse: im Backhause der Gemeinde mußte sie viel Ärger erleiden, nach der Entscheidung des Loses konnte sie dort erst in den letzten Tagen, am Vorabend des Festes, und erst spät nachmittags zum Backen gelangen, die alte Hanne hatte den Teig schlecht geknetet, die Mägde rollten mit ihren Wergelholzern den Teig viel zu dünn, die Hälfte der Bröte verbrannte im Ofen, und außerdem regnete es so stark, daß es durch das bretterne Dach des

Backhauses beständig tröpfelte, und sie mußten sich dort, naß und müde, bis tief in die Nacht abarbeiten.

»Und daran, liebe Flörsheim« — setzte die Fläsch hinzu mit einer schonenden Freundlichkeit, die keineswegs echt war — »daran waren Sie auch ein bißchen schuld, weil Sie mir nicht Ihre Leute zur Hülfeleistung beim Backen geschickt haben.«

»Ach Verzeihung« — erwiderte die andre — »meine Leute waren zu sehr beschäftigt, die Meßwaren müssen verpackt werden, wir haben jetzt so viel zu tun, mein Mann ...«

»Ich weiß« — fiel ihr die Fläsch mit schneidend hastigem Tone in die Rede — »ich weiß, ihr habt viel zu tun, viel Pfänder und gute Geschäfte, und Halsketten ...«

Eben wollte ein giftiges Wort den Lippen der Sprecherin entgleiten und die Flörsheim ward schon rot wie ein Krebs, als plötzlich Hündchen Reiß laut aufkreischte: »Um Gotteswillen, die fremde Frau liegt und stirbt ... Wasser! Wasser!«

Die schöne Sara lag in Ohnmacht, blaß wie der Tod, und um sie herum drängte sich ein Schwarm von Weibern, geschäftig und jammernd. Die eine hielt ihr den Kopf, eine zweite hielt ihr den Arm; einige alte Frauen bespritzten sie mit den Wassergläschen, die hinter ihren Betpulten hängen, zum Behufe des Händewaschens, im Fall sie zufällig ihren eignen Leib berührten; andre hielten unter die Nase der Ohnmächtigen eine alte Zitrone, die, mit Gewürznägelchen durchstochen, noch vom letzten Fasttage herrührte, wo sie zum nervenstär-

kenden Anriechen diente. Ermattet und tief seufzend schlug endlich die schöne Sara die Augen auf, und mit stummen Blicken dankte sie für die gütige Sorgfalt. Doch jetzt ward unten das Achtzehn-Gebet, welches niemand versäumen darf, feierlich angestimmt, und die geschäftigen Weiber eilten zurück nach ihren Plätzen, und verrichteten jenes Gebet, wie es geschehen muß, stehend und das Gesicht gewendet gegen Morgen, welches die Himmelsgegend wo Jerusalem liegt. Vögele Ochs, Schnapper-Elle und Hündchen Reiß verweilten am längsten bei der schönen Sara; die beiden ersteren indem sie ihr eifrigst ihre Dienste anboten, die letztere, nachdem sie sich nochmals bei ihr erkundigte: weshalb sie so plötzlich ohnmächtig geworden? Die Ohnmacht der schönen Sara hatte aber eine ganz besondere Ursache. Es ist nämlich Gebrauch in der Synagoge, daß jemand, welcher einer großen Gefahr entronnen, nach der Verlesung der Gesetzabschnitte, öffentlich hervortritt und der göttlichen Vorsicht für seine Rettung dankt. Als nun Rabbi Abraham zu solcher Danksagung unten in der Synagoge sich erhob, und die schöne Sara die Stimme ihres Mannes erkannte, merkte sie wie der Ton derselben allmählig in das trübe Gemurmel des Totengebetes überging, sie hörte die Namen ihrer Lieben und Verwandten, und zwar begleitet von jenem segnenden Beiwort, das man den Verstorbenen erteilt: und die letzte Hoffnung schwand aus der Seele der schönen Sara, und ihre Seele ward zerrissen von der Gewißheit, daß ihre Lieben und Verwandte wirklich ermordet worden, daß ihre kleine Nichte

tot sei, daß auch ihre Bäschen, Blümchen und Vögelchen, tot seien, auch der kleine Gottschalk tot sei, alle ermordet und tot! Von dem Schmerze dieses Bewußtseins wäre sie schier selber gestorben, hätte sich nicht eine wohltätige Ohnmacht über ihre Sinne ergossen.

DRITTES KAPITEL.

Als die schöne Sara, nach beendigtem Gottesdienste, in den Hof der Synagoge hinabstieg, stand dort der Rabbi, harrend seines Weibes. Er nickte ihr mit heiterem Antlitz und geleitete sie hinaus auf die Straße, wo die frühere Stille ganz verschwunden und ein lärmiges Menschengewimmel zu schauen war. Bärtige Schwarzröcke, wie Ameisenhaufen; Weiber, glanzreich hinflatternd, wie Goldkäfer; neugekleidete Knaben, die den Alten die Gebetbücher nachtrugen; junge Mädchen, die, weil sie nicht in die Synagoge gehen dürfen, jetzt aus den Häusern ihren Eltern entgegen hüpfen, vor ihnen die Lockenköpfchen beugen, um den Segen zu empfangen: alle heiter und freudig, und die Gasse auf und ab spazierend, im seligen Vorgefühl eines guten Mittagmahls, dessen lieblicher Duft schon mundwässernd hervorstieg aus den schwarzen, mit Kreide bezeichneten Töpfen, die eben von den lachenden Mägden aus dem großen Gemeinde-Ofen geholt worden.

In diesem Gewirre war besonders bemerkbar die Gestalt eines spanischen Ritters, auf dessen jugendlichen Gesichtszügen jene reizende Blässe lag, welche die Frauen gewöhnlich einer unglücklichen Liebe, die Männer hingegen einer glücklichen zuschreiben. Sein Gang, obschon gleichgültig hinschlendernd, hatte dennoch eine etwas gesuchte Zierlichkeit; die Federn seines Barettes bewegten sich mehr durch das vornehme Wiegen des Haup-



tes, als durch das Wehen des Windes; mehr als eben notwendig klirrten seine goldenen Sporen und das Wehrgehänge seines Schwertes, welches er im Arme zu tragen schien, und dessen Griff kostbar hervorblitzte aus dem weißen Reutermantel, der seine schlanken Glieder scheinbar nachlässig umhüllte und dennoch den sorgfältigsten Faltenwurf verriet. Hin und wieder, teils mit Neugier, teils mit Kennermiene nahte er sich den vorüberwandelnden Frauenzimmern, sah ihnen seelenruhig fest ins Antlitz, verweilte bei solchem Anschaun wenn die Gesichter der Mühe lohnten, sagte auch manchem liebenswürdigen Kinde einige rasche Schmeichelworte, und schritt sorglos weiter ohne die Wirkung zu erwarten. Die schöne Sara hatte er schon mehrmals umkreist, jedesmal wieder zurückgescheucht von dem gebietenden Blick derselben oder auch von derrätselhaft lächelnden Miene ihres Mannes, aber endlich, in stolzem Abstreifen aller scheuen Befangenheit, trat er beiden keck in den Weg, und mit stutzerhafter Sicherheit und süßlich galantem Tone hielt er folgende Anrede:

»Sennora, ich schwöre! Hört, Sennora, ich schwöre!
Bei den Rosen beider Kastilien, bei den aragonesischen Hyazinthen und andalusischen Granatblüten!
Bei der Sonne die ganz Spanien mit all seinen Blumen, Zwiebeln, Erbsensuppen, Wäldern, Bergen, Mauleseln, Ziegenböcken und Alt-Christen beleuchtet!
Bei der Himmelsdecke, woran diese Sonne nur ein goldner Quast ist!
Und bei dem Gott, der auf der Himmelsdecke sitzt, und Tag und Nacht über neue Bildungen holdseliger Frauenge-

stalten nachsinnt ... Ich schwöre, Sennora, Ihr seid das schönste Weib, das ich in deutschen Landen gesehen habe, und so Ihr gewillet seid meine Dienste anzunehmen, so bitte ich Euch um die Gunst, Huld und Erlaubnis mich Euren Ritter nennen zu dürfen, und in Schimpf und Ernst Eure Farben zu tragen!«

Ein errötender Schmerz glitt über das Antlitz der schönen Sara, und mit einem Blicke, der um so schneidender wirkt, je sanfter die Augen sind die ihn versenden, und mit einem Tone, der um so vernichtender je bebend weicher die Stimme, antwortete die tiefgekränkte Frau:

»Edler Herr! Wenn Ihr mein Ritter sein wollt, so müßt Ihr gegen ganze Völker kämpfen, und in diesem Kampfe gibt es wenig Dank und noch weniger Ehre zu gewinnen! Und wenn Ihr gar meine Farben tragen wollt, so müßt Ihr gelbe Ringe auf Euren Mantel nähen oder eine blaugestreifte Schärpe umbinden: denn dieses sind meine Farben, die Farben meines Hauses, des Hauses welches Israel heißt, und sehr elend ist, und auf den Gassen verspottet wird von den Söhnen des Glücks!«

Plötzliche Purpurröte bedeckte die Wangen des Spaniers, eine unendliche Verlegenheit arbeitete in allen seinen Zügen und fast stotternd sprach er:

»Sennora ... Ihr habt mich mißverstanden ... unschuldiger Scherz ... aber, bei Gott, kein Spott, kein Spott über Israel ... Ich stamme selber aus dem Hause Israel ... mein Großvater war ein Jude, vielleicht sogar mein Vater ...«

»Und ganz sicher, Sennor, ist Eur Oheim ein Jude«

— fiel ihm der Rabbi, der dieser Szene ruhig zugeschien, plötzlich in die Rede, und mit einem fröhlich neckenden Blicke setzte er hinzu: — »und ich will mich selbst dafür verbürgen, daß Don Isaak Abarbanel, Neffe des großen Rabbi, dem besten Blute Israels entsprossen ist, wo nicht gar dem königlichen Geschlechte Davids!«

Da klirrte das Schwertgehänge unter dem Mantel des Spaniers, seine Wangen erblichen wieder bis zur fahlsten Blässe, auf seiner Oberlippe zuckte es wie Hohn der mit dem Schmerze ringt, aus seinen Augen grinste der zornigste Tod, und in einem ganz verwandelten, eiskalten, scharfgehackten Tone, sprach er:

»Sennor Rabbi! Ihr kennt mich. Nun wohllan, so wißt Ihr auch wer ich bin. Und weiß der Fuchs, daß ich der Brut des Löwen angehöre, so wird er sich hüten, und seinen Fuchsbart nicht in Lebensgefahr bringen und meinen Zorn nicht reizen! Wie will der Fuchs den Löwen richten? Nur wer wie der Löwe fühlt, kann seine Schwächen begreifen...«

»O, ich begreife es wohl« — antwortete der Rabbi und wehmütiger Ernst zog über seine Stirne — »ich begreife es wohl, wie der stolze Leu aus Stolz seinen fürstlichen Pelz abwirft und sich in den bunten Schuppenpanzer des Krokodils verkappt, weil es Mode ist ein greinendes, schlaues, gefräßiges Krokodil zu sein! Was sollen erst die gringeren Tiere beginnen, wenn sich der Löwe verleugnet? Aber hüte dich, Don Isaak, du bist nicht geschaffen für das Element des Krokodils. Das Wasser — (du weißt wohl wovon ich rede) — ist dein Unglück,

und du wirst untergehn. Nicht im Wasser ist dein Reich; die schwächste Forelle kann besser darin gediehen als der König des Waldes. Weißt du noch, wie dich die Strudel des Tago verschlingen wollten ...«

In ein lautes Gelächter ausbrechend, fiel Don Isaak plötzlich dem Rabbi um den Hals, verschloß seinen Mund mit Küssem, sprang sporenklirrend vor Freude in die Höhe, daß die vorbeigehenden Juden zürkschraken, und in seinem natürlich herzlich heiteren Tone rief er:

»Wahrhaftig, du bist Abraham von Bacherach! Und es war ein guter Witz und obendrein ein Freundschaftsstück, als du zu Toledo von der Alcantara-Brücke ins Wasser sprangest und deinen Freund, der besser trinken als schwimmen konnte, beim Schopf faßtest und aufs Trockene zogest! Ich war nahe dran, recht gründliche Untersuchungen anzustellen: ob auf dem Grunde des Tago wirklich Goldkörner zu finden, und ob ihn mit Recht die Römer den goldenen Fluß genannt haben? Ich sage dir, ich erkälte mich noch heute durch die bloße Erinnerung an jene Wasserpartie.«

Bei diesen Worten gebärdete sich der Spanier, als wollte er anhängende Wassertropfen von sich abschütteln. Das Antlitz des Rabbi aber war gänzlich aufgeheiter. Er drückte seinem Freunde wiederholentlich die Hand und jedesmal sagte er: »Ich freue mich!«

»Und ich freue mich ebenfalls« — sprach der andre — »wir haben uns seit sieben Jahren nicht gesehen; bei unserem Abschied war ich noch ein ganz junger

Gelbschnabel, und du, du warst schon so gesetzt und ernsthaft ... Was ward aber aus der schönen Donna, die dir damals so viele Seufzer kostete, wohlgereimte Seufzer, die du mit Lautenklang begleitet hast ...«

»Still, still! die Donna hört uns, sie ist mein Weib, und du selbst hast ihr heute eine Probe deines Geschmackes und Dichtertalentes dargebracht.«

Nicht ohne Nachwirkung der früheren Verlegenheit, begrüßte der Spanier die schöne Frau, welche mit anmutiger Güte jetzt bedauerte, daß sie durch Äußerungen des Unmuts einen Freund ihres Mannes betrübt habe.

»Ach, Sennora« – antwortete Don Isaak – »wer mit täppischer Hand nach einer Rose griff, darf sich nicht beklagen, daß ihn die Dornen verletzten! Wenn der Abendstern sich im blauen Strome goldfunkelnd abspiegelt ...«

»Ich bitte dich um Gotteswillen« – unterbrach ihn der Rabbi – »hör auf ... Wenn wir so lange warten sollen bis der Abendstern sich im blauen Strome goldfunkelnd abspiegelt, so verhungert meine Frau; sie hat seit gestern nichts gegessen und seitdem viel Ungemach und Mühsal erlitten.«

»Nun, so will ich Euch nach der besten Garküche Israels führen« – rief Don Isaak – »nach dem Hause meiner Freundin Schnapper-Elle, das hier in der Nähe. Schon rieche ich ihren holden Duft, nämlich der Garküche. O wüßtest du, Abraham, wie dieser Duft mich anspricht! Er ist es, der mich, seit ich in dieser Stadt verweile, so oft hinlockt nach den Zelten Jakobs. Der Verkehr mit dem Volke

Gottes ist sonst nicht meine Liebhaberei, und wahrlich nicht um hier zu beten, sondern um zu essen besuche ich die Judengasse ...«

»Du hast uns nie geliebt, Don Isaak ...«

»Ja« – fuhr der Spanier fort – »ich liebe Eure Küche weit mehr als Euren Glauben; es fehlt ihm die rechte Sauce. Euch selber habe ich nie ordentlich verdauen können. Selbst in Euren besten Zeiten, selbst unter der Regierung meines Ahnherrn Davids, welcher König war über Juda und Israel, hätte ich es nicht unter Euch aushalten können, und ich wäre gewiß eines frühen Morgens aus der Burg Sion entsprungen und nach Phönizien emigriert, oder nach Babylon, wo die Lebenslust schäumte im Tempel der Götter ...«

»Du lästerst, Isaak, den einzigen Gott« – murmelte finster der Rabbi – »du bist weit schlimmer als ein Christ, du bist ein Heide, ein Götzendiener ...«

»Ja, ich bin ein Heide, und eben so zuwider wie diedürren, freudlosen Hebräer sind mir die trüben, qualsüchtigen Nazarener. Unsre liebe Frau von Sidon, die heilige Astarte, mag es mir verzeihen, daß ich vor der schmerzenreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete ... Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben! ...«

»Aber schau nicht so sauer« – fuhr der Spanier fort in seiner Rede, als er sah wie wenig dieselbe den Rabbi zu erbauen schien – »schau mich nicht an mit Abscheu. Meine Nase ist nicht abtrünnig geworden. Als mich einst der Zufall um Mittagzeit in diese Straße führte, und aus den Küchen der Ju-

den mir die wohlbekannten Düfte in die Nase stiegen: da erfaßte mich jene Sehnsucht, die unsere Väter empfanden, als sie zurückdachten an die Fleischköpfe Ägyptens; wohlschmeckende Jugend-Erinnerungen stiegen in mir auf; ich sah wieder im Geiste die Karpfen mit brauner Rosinensauce, die meine Tante für den Freitagabend so erbaulich zu bereiten wußte; ich sah wieder das gedämpfte Hammelfleisch mit Knoblauch und Mairettig, womit man die Toten erwecken kann, und die Suppe mit schwärmerisch schwimmenden Klößchen ... und meine Seele schmolz, wie die Töne einer verliebten Nachtigall, und seitdem esse ich in der Garküche meiner Freundin Donna Schnapper-Elle!«

Diese Garküche hatte man unterdessen erreicht; Schnapper-Elle selbst stand an der Türe ihres Hauses, die Meßfremden, die sich hungrig hineindrängten, freundlich begrüßend. Hinter ihr, den Kopf über ihre Schulter hinauslehnend, stand der lange Nasenstern und musterte neugierig ängstlich die Ankömmlinge. Mit übertriebener Grandezza nahte sich Don Isaak unserer Gastwirtin, die seine schalkhaft tiefen Verbeugungen mit unendlichen Knicken erwiderte; drauf zog er den Handschuh ab von seiner rechten Hand, umwickelte sie mit dem Zipfel seines Mantels, ergriff damit die Hand der Schnapper-Elle, strich sie langsam über die Haare seines Stutzbartes und sprach:

»Sennora! Eure Augen wetteifern mit den Gluten der Sonne! Aber obgleich die Eier, je länger sie gekocht werden, sich desto mehr verhärteten, so wird dennoch mein Herz nur um so weicher je länger es



von den Flammenstrahlen Eurer Augen gekocht wird! Aus der Dotter meines Herzens flattert her- vor der geflügelte Gott Amur und sucht ein trau- liches Nestchen in Eurem Busen... Diesen Busen, Sennora, womit soll ich ihn vergleichen? Es gibt in der weiten Schöpfung keine Blume, keine Frucht, die ihm ähnlich wäre! Dieses Gewächs ist einzig in seiner Art. Obgleich der Sturm die zartesten Rös- lein entblättert, so ist doch Eur Busen eine Winter- rose, die allen Winden trotzt! Obgleich die saure Zitrone, je mehr sie altert, nur desto gelber und runzlicher wird, so wetteifert dennoch Eur Busen mit der Farbe und Zartheit der süßesten Ananas! O Sennora, ist auch die Stadt Amsterdam so schön, wie Ihr mir gestern und vorgestern und alle Tage erzählt habt, so ist doch der Boden, worauf sie ruht, noch tausendmal schöner...«

Der Ritter sprach diese letztern Worte mit erheu- chelter Befangenheit und schielte schmachtend nach dem großen Bilde, das an Schnapper-Elles Halse hing; der Nasenstern schaute von oben herab mit suchenden Augen, und der belobte Busen setzte sich in eine so wogende Bewegung, daß die Stadt Am- sterdam hin und her wackelte.

»Ach!« — seufzte die Schnapper-Elle — »Tugend ist mehr wert als Schönheit. Was nützt mir die Schön- heit? Meine Jugend geht vorüber, und seit Schnap- per tot ist — er hat wenigstens schöne Hände ge- habt — was hilft mir da die Schönheit?«

Und dabei seufzte sie wieder, und wie ein Echo, fast unhörbar, seufzte hinter ihr der Nasenstern.
»Was Euch die Schönheit nützt?« — rief Don Isaak —



»O, Donna Schnapper-Elle, versündigt Euch nicht an der Güte der schaffenden Natur! Schmäht nicht ihre holdesten Gaben! Sie würde sich furchtbar rächen. Diese beseligenden Augen würden blöde verglasen, diese anmutigen Lippen würden sich bis ins Abgeschmackte verplatten, dieser keusche, liebesuchende Leib würde sich in eine schwerfällige Talgonne verwandeln, die Stadt Amsterdam würde auf einen muffigen Morast zu ruhen kommen —« Und so schilderte er Stück vor Stück das jetzige Aussehn der Schnapper-Elle, so daß der armen Frau sonderbar beängstigend zu Mute ward, und sie den unheimlichen Reden des Ritters zu entrinnen suchte. In diesem Augenblicke war sie doppelt froh, als sie der schönen Sara ansichtig ward und sich angelegtlichst erkundigen konnte, ob sie ganz von ihrer Ohnmacht genesen. Sie stürzte sich

dabei in ein lebhaftes Gespräch, worin sie alle ihre falsche Vornehmuerei und echte Herzensgüte entwickelte, und mit mehr Weitläufigkeit als Klugheit die fatale Geschichte erzählte, wie sie selbst vor Schrecken fast in Ohnmacht gefallen wäre, als sie wildfremd mit der Trekschuite zu Amsterdam ankam, und der spitzbübische Träger ihres Koffers sie nicht in ein ehrbares Wirtshaus, sondern in ein frisches Frauenhaus brachte, was sie bald gemerkt an dem vielen Brannteweingesöffe und den unsittlichen Zumutungen... und sie wäre, wie gesagt, wirklich in Ohnmacht gefallen, wenn sie es, während den sechs Wochen, die sie in jenem verfänglichen Hause zubrachte, nur einen Augenblick wagen durfte die Augen zu schließen...

»Meiner Tugend wegen« — setzte sie hinzu — »durfte ich es nicht wagen. Und das alles passierte mir wegen meiner Schönheit! Aber Schönheit vergeht und Tugend besteht.«

Don Isaak war schon im Begriff die Einzelheiten dieser Geschichte kritisch zu beleuchten, als glücklicherweise der scheele Aaron Hirschkuh, von Homberg an der Lahn, mit der weißen Serviette im Maule, aus dem Hause hervorkam, und ärgerlich klagte, daß schon längst die Suppe aufgetragen sei und die Gäste zu Tische säßen und die Wirtin fehle. — — — —

(Der Schluß und die folgenden Kapitel sind, ohne Verschulden des Autors, verloren gegangen.)

the traditional and religious
and historical and scientific
and literary and aesthetic
and educational and social
and political and industrial
and military aspects of our
national life. It is the
task of the Central Council
to stimulate and develop
the spiritual and cultural
and physical well-being
of the Indian people
and to promote their
material progress and
development. The
Central Council consists
of a representative council
and a central executive
and a central secretariat.

DIE BRIEFE HEINRICH HEINES ZUM
»RABBI VON BACHERACH«

An Rudolf Christiani, 24. Mai 1824

... Ich bin in Berlin ... sehr angegangen worden, bald etwas Großes wieder herauszugeben, und habe versprochen, nächste Ostermesse 2 Bände zu liefern. In Bänken ist aber noch nichts außer Bagatellen; doch bin ich jetzt an einer großen Novelle, die mir sehr sauer wird.

An Moses Moser, 25. Juni 1824

... Außerdem treibe ich viel Chronikenstudium und ganz besonders viel historia judaica. Letztere wegen Berührung mit dem Rabbi und vielleicht auch wegen inneren Bedürfnisses. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurige Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Rüstung wird mir gewiß in der Folge sehr zu statthen kommen. An meinem Rabbi habe ich erst $\frac{1}{3}$ geschrieben, meine Schmerzen haben mich auf schlimme Weise daran unterbrochen, und Gott weiß ob ich ihn bald und gut vollende. Bei dieser Gelegenheit merkte ich auch, daß mir das Talent des Erzählers ganz fehlt; vielleicht tue ich mir auch Unrecht, und es ist bloß die Sprödigkeit des Stoffes. Die Paschafeier ist mir gelungen, ich bin Dir für die Mitteilung der Agode Dank schuldig und bitte Dich noch außerdem, mir das Caholach Manga und die kleine Legende Maasse be Rabbi Leser — wörtlich übersetzt zukommen zu lassen. Auch die Psalmstelle im Nachtgebete: »Zehntausend Gewaffnete stehn vor Salomons Bette« mir wörtlich übersetzt zu schicken. Vielleicht gebe ich dem Rabbi einige Druckbogen Illustrations auf englische Weise als Zugabe, und zwar originaler Ideenextrakt über Juden und ihre Geschichte. — Benjamin von Tudela, der jetzt auf meinem Tisch herumreist, läßt Dich herzlich grüßen. Er wünscht, daß ihn Zunz mal bearbeite und mit Übersetzung herausgabe; die Übersetzung und Bearbeitung vom französischen Dr. Witte, die ich vor

mir habe, ist unter aller Kritik schlecht, nichts als Schulknabenwitz. Über die Frankfurter Juden war mir der Schudt sehr nützlich; ich habe beide Quartbände ganz durchgelesen und weiß nicht, ob ich mich mehr geärgert über das Rischeß, das über jedes Blatt ausgegossen, oder ob ich mich mehr amüsiert habe über die Rindviehhaftigkeit, womit das Rischeß vorgebracht wird. O wie haben wir Deutsche uns vervollkommen! Es fehlt mir jetzt nur noch Notizen über die spanischen Juden im 15. Jahrhundert und besonders über ihre Akademien in Spanien zu dieser Zeit, wo finde ich was? oder besser gesagt 50 Jahre vor ihrer Vertreibung. Interessant ist es, daß dasselbe Jahr, wo sie vertrieben worden, das neue Land der Glaubensfreiheit, nämlich Amerika, entdeckt worden.

An Moses Moser, 20. Juli 1824

... Wahrscheinlich war ich gestern Abend im Lesen des Basnage eingeschlafen.

Ad vocem Basnäge, so kann ich nicht genug meine Bewunderung für diesen Schriftsteller ausdrücken. Es ist ein Mann von vielem Geist, tiefem Geschichtsforscherblick, edlem Herzen, reiner Unparteilichkeit, ein Mann von unberechenbarem Verdienst. Jetzt erst lerne ich ihn würdigen, nachdem ich seine kleinen Mittel und seine großen Bemühungen begreife.

An Moses Moser, 25. Oktober 1824

... Blutwenig habe ich diesen Sommer geschrieben... Am Rabbi wenig, so daß kaum $\frac{1}{3}$ davon geschrieben ist. Er wird aber sehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unsäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Brust. Ist es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegenteil, wenn ich der Stimme der äußern Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wie viel ich dadurch verschütte und Feindseliges herbeirufe. Aber eben auch, weil es aus der Liebe hervorgeht,

wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verpräselndes Theaterlicht. Ich habe viel Geschriebenes in diesem Buche wieder ausgelöscht, jetzt erst ist es mir gelungen, das Ganze zu fassen, und ich bitte nur Gott, mir gesunde Stunden zu geben, es ruhig niederzuschreiben. Lächle nicht über dieses Gackern vor dem Eierlegen. Lächle auch nicht über mein langes Brüten; so ein gewöhnliches Gänseei (ich meine nicht Dr. Gans) ist schneller ausgebrütet als das Taubenei des heiligen Geistes. Du hast vergessen, mir paar Notizen mitzuteilen, die ich in meinem letzten Brief zum Behuf des Rabbi verlangte. Dem Dr. Zunz lasse ich für seine Mitteilung über die spanischen Juden tausendmal danken. Obschon sie höchst dürftig ist, so hat mir Zunz doch mit einem einzigen scharfsinnigen Wink mehr genutzt als einige vergeblich durchstöberte Quartbände, und er wird unbewußt auf den Rabbi influenziert haben.

Da Zunz kein Formelmensch ist, so kann ich einen besondern Brief sparen, indem ich Dir mitteile, was Du ihm sagen sollst. Dieses besteht noch darin, 1. daß ich ihn liebe, 2. daß ich ihn schätze, 3. daß ich wünsche, er hätte die Güte, mir anzuweisen, wo ich gute Notizen finde über die Familie der Abarbanels (auch Abravanel genannt). — Im Basnage habe ich wenig gefunden. Die schmerzhliche Lektüre des Basnage ward Mitte des vorigen Monats endlich vollendet. Was ich speziell suchte, habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues entdeckte ich, und viel neue Ideen und Gefühle wurden dadurch in mir aufgereggt. Das Ganze des Buches ist großartig, und einen Teil des Eindrucks, den es auf mich gemacht, habe ich den 11. September in folgender Reflexion ange deutet:

(An Edom!)

Ein Jahrtausend schon und länger,
Dulden wir uns brüderlich,
Du, du duldest, daß ich atme,
Däß du rasest, dulde Ich.

*Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Mut,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbstest du mit meinem Blut!*

*Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu;
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie Du.*

Aber, wie ein Wort das andre gibt, so gibt auch ein Vers den andern, und ich will Dir paar unbedeutendere Verse mitteilen, die ich gestern Abend machte, als ich über die Weenderstraße trotz Regen und Wetter spazieren ging und an Dich dachte, und an die Freude, wenn ich Dir mal den Rabbi zuschicken kann, und ich dichtete schon die Verse, die ich auf den weißen Umschlag des Exemplars als Vorwort für Dich schreiben würde, — und da ich keine Geheimnisse für Dich habe, so will ich Dir schon hier jene Verse mitteilen:

*Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Martyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüt!*

*Es dringt in alle Obren,
Und durch die Obren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.*

*Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herr'n,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'.*

*Und alle die Tränen fließen
Nach Süden, im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan binein.*

An Moses Moser, 11. Januar 1825

... An die Fortsetzung meines armen Rabbi darf ich in diesem Augenblick nicht geben.

An Ludwig Robert, 4. März 1825

... Ich will nur erwähnen, daß ich wegen meines Kopfübels, das jetzt erst allmälig verschwindet, seit einem Jahre wenig Bedeutendes schreiben konnte. Ich schrieb bloß... an meinem »Rabbi«, der noch nicht zur Hälfte fertig und ebenfalls nicht für jetzige Mitteilung geeignet ist.

An Moses Moser, 1. April 1825

... Meine äußere Lage ist nicht sehr verändert. Ich habe den ganzen Winter an der Jurisprudenz gearbeitet, ... und wenn ich in diesem Augenblick nicht einen so schlimmen Rückfall von Schmerzen hätte, so würde ich mich jetzt zum juristischen Promovieren melden. Doch in dem Zustand, worin ich mich jetzt befindet, kann ich nicht daran denken; welches um so trauriger ist, da ich nach der Promotion viel schreiben wollte, unter andern die Vollendung des Rabbi, der mir zentnerschwer auf der Seele liegt. Dieses uneigennützigste Werk wird auch das gediegenste werden.

An Moses Moser, 1. Juli 1825

... Dann arbeite ich so angestrengt als möglich, Jurisprudenz, Geschichte und den Rabbi etc. Letzterer schreitet nur langsam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängt mich unverdrossen weiter, indem ich das Bewußtsein in mir trage, daß nur Ich dieses Buch schreiben kann, und daß das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist. Doch ich breche hiervon ab, indem dieses Thema mich leicht dazu bringen kann, von der eigenen Seelengröße selbstbespiegeln zu renommieren. —

Zunz hat mir zwar schon mal durch Dich geschrieben, wo im 15. Jahrhundert die vornehmste Schule der spanischen Juden war, nämlich in Toledo; aber ich möchte wissen, ob dieses auch vom Ende des 15. Jahrhunderts zu verstehen ist? Er nannte mir auch Sevilla und Granada, aber ich glaube im Basnage gelesen zu haben, daß sie früher schon mal aus Granada vertrieben worden. Auch, wie ich Dir notiert, möchte ich über die Abarbanels etwas erfahren, was ich nicht aus christlichen Quellen schöpfen kann. Wolf hat diese alle in seiner Bibliothek angeführt. Basnage ist dürftig. Schudt hat ebenfalls etwas zusammengerafft. Bartolocci hab' ich noch nicht gelesen. Wenig, unbegreiflich wenig enthalten die spanischen Historiker von den Juden. Überhaupt hier ist ägyptische Finsternis. — Ende dieses Jahres denke ich, den Rabbi fertig zu haben. Es wird ein Buch sein, das von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird. — ... Ich.. bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuss begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuss billigt und alle aufopfernde Begeistrung als etwas Törichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt und mich gewaltsam ergreift und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht besser ist zu sagen, hinaufzieht... Doch ein andermal mehr hiervon. ... Wirst auch jenes Thema im Rabbi wiederfinden.

An Moses Moser, 22. Juli 1825

... Grüße mir Zunz recht herzlich, sage ihm, daß ich ihm recht sehr danke für seine Notizen. In Granada haben 1492 wirklich Juden gewohnt, denn sie werden in der Capitulation dieser Stadt ausdrücklich erwähnt. Über Abarbanel habe ich

die Dissertation von Majus (*vita Abarbanelis*) über ihn aufgetrieben, alle christliche Quellen zusammengestellt, aber sehr dürftig.

An Moses Moser, Herbst 1825

... Vielleicht schicke ich Dir noch heute ein Gedicht aus dem Rabbi, woran ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte Dich sehr, das Gedicht so wie auch, was ich Dir von meinen Privatverhältnissen sage, niemanden mitzuteilen. Ein junger spanischer Jude, von Herzen ein Jude, der sich aber aus Luxusübermut taufen lässt, korrespondiert mit dem jungen Jehude Abarbanell und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach. — Sobald ich in Hamburg oder in Berlin zur Ruhe komme, will ich den Rabbi fortsetzen.

An Moses Moser, 14. Dezember 1825

... Es wär' mir sehr leid, wenn mein eignes Getauftsein Dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte. Ich versichere Dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben. — ...

Vorigen Sonnabend war ich im Tempel und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog und besonders stichelte, »wie sie von der bloßen Hoffnung, eine Stellung (*ipsissima verba*) zu bekommen, sich verlocken lassen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden.«

Ich versichere Dir, die Predigt war gut, und ich beabsichtigte, den Mann dieser Tage zu besuchen. — Cohn zeigt sich groß gegen mich. Ich esse bei ihm am Schabbes, er sammelt glühende Kugel auf mein Haupt, und mit Zerknirschung esse ich dieses heilige Nationalgericht, das für die Erhaltung des Ju-

dentums mehr gewirkt hat als alle 3 Hefte der Zeitschrift.
Indessen es hat auch größeren Absatz gehabt.

... Den 2ten und 3ten Teil des Wanderbuchs bilden, will's Gott, eine neue Sorte Reisebilder, Briefe über Hamburg und der Rabbi, der leider jetzt wieder liegt.

An Moses Moser, 9. Januar 1826

... Im Grunde bin ich jetzt auch innerlich so sehr bewegt, daß ich an nichts Äußeres denken kann. Wenn ich nur Ruhe gewinne, den Rabbi ausschreiben zu können...

Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhaftet. Ich bereue sehr, daß ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser gegangen sei, im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück. —

An Moses Moser, 14. Februar 1826

... Etwas länger, als ich beabsichtigte, bleib' ich hier (in Hamburg). Ich muß manches ausarbeiten. Auch den Rabbi will ich — gegen Deine engherzige Mahnung — hier fertig machen, und er soll schon im 2ten Teil meiner Reiseschriften erscheinen, deren erster Teil im Verlag von Hoffmann und Campe diese Ostern herauskommt.

An Leopold Zunz, im Mai 1826

... Im zweiten Teil der »Reisebilder« erscheint der »Rabbi«, und zwar sehr beschnitten —

An Karl Simrock, 26. Mai 1826

... In meinem nächsten Bande der Reisebilder sollst Du den Rhein fließen sehen. —

An Joseph Lehmann, 26. Mai 1826

... Im zweiten Bande (der Reisebilder) soll ebenfalls der »Rabbi« erscheinen, und ich bin darauf gefaßt, daß ich alsdann

in der christlichen Welt ganz verhaft bin. Ich hoffe, es wird mir alsdann nicht viel mehr daran gelegen sein.

An Moses Moser, 8. Juli 1826

... Der zweite Teil (der Reisebilder) soll Ende des Jahres gedruckt werden. Er soll viel Verwunderliches enthalten, z. B. den Rabbi. »Und Dich hat niemals ratend beschützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!« Du hast Recht und hast immer Recht.

An Friedrich Merkel, 24. August 1832

... Ein Roman ist mir mißglückt; doch werde ich wohl in einer Sammlung, welche ich diesen Winter besorge, und worin ich auch den »Rabbi« hineinschmeiße, einige Romanstücke geben. —

Julius Campe an Heine, 5. November 1833

... Am Sonntag Nachmittag, um die Fütterungsstunde, brannte das Haus ab, in dem Ihre Frau Mutter wohnt. Die Details des sie betroffenen Unglücks kenne ich nicht, da Ihr Bruder noch nicht bei mir war. Aber das kann ich Ihnen mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß an Retten nicht zu denken war. Haben Sie etwa Manuskripte oder dergleichen dort gehabt, dann wird das schwerlich die Feuerprobe bestanden haben! — — —

An Julius Campe, 1. März 1837

... Da auch bei meiner Mutter alle meine Manuskripte verbrannt sind, die ich wohl als alten Häcksel (in die geplante Gesamtausgabe) mitgeben könnte, so wird die Vermehrung nicht sehr groß sein; jedenfalls aber wird doch wohl ein Band herauskommen, wenn ich das einzeln in Blättern Zerstreute und etwa einiges noch ganz Ungerdrucktes zusammen stoppele.

An Julius Campe, 28. März 1840

... Hab' in der Tat sehr viel Geld nötig in diesem Jahr, und wenn ich heute noch Zeit hätte, würde ich über Herausgabe eines 4ten Salon-Teils mich mit Ihnen besprechen; für diesen aber, das versteht sich, zahlen Sie jetzt 1000 Mark Banko, und ich werde ihn durch zeitgemäße Materialienzutat aufs beste ausstatten; kann ihn aber, da ich etwas Besonderes dazu schreiben will, erst Mitte Juni liefern.

An Julius Campe, 18. April 1840

... Ich bin froh, endlich mit Ihnen aufs Reine zu sein und auch, daß das Honorar des vierten Salon-Bandes bestimmt ist; ich werde mich nun gleich dran machen, und ich denke, in sechs Wochen erhalten Sie Manuskript; will das Buch schon hübsch zustützen. —

An Julius Campe, 8. Mai 1840

... Ich werde Paris nicht eber verlassen und ins Bad reisen, ehe ich nicht den vierten Band des Salon für Sie bereitet habe. Ich werde denselben mit einer großen ungedruckten Arbeit bereichern, die sehr zeitgemäß sein wird...

An die Baronin Betty Rothschild, 1. Juni 1840

... Versprochenermaßen überschicke ich Ihnen anbei den Anfang meines Romans »Das Paschafest« und den Anfang meines »Ludwig Börne«. Ersterer wird diesen Herbst erscheinen...

An Julius Campe, 10. Juni 1840

... Ich werde dieselbe — (die Dedikation an Laube) — für den vierten Salon-Band sparen, den ich Ihnen vor meiner Abreise nach Granville schicke: ich bin mit dem Abschreiben be-

beschäftigt, und ich glaube, das Buch wird gut aufgenommen werden. —

An Julius Campe, 17. oder 18. Juli 1840

... Seit diesem Morgen früh bin ich beschäftigt, das Manuskript zum vierten Salon-Teile zu besorgen... Der vierte Teil besteht:

1. aus einem ungedruckten Sittengemälde, wovon ich nur noch ein Fragment besaß (der Rest verbrannte bei meiner Mutter), und welches ich hier ergänzen wollte. Ich ergänze es jetzt notdürftigst, es wird etwa sieben bis acht Bogen betragen, und ich schicke Ihnen das Manuskript in zwei Sendungen mit der Briefpost. Übermorgen sende ich schon die erste Partie, so daß der Druck gleich beginnen kann.

An Julius Campe, 21. Juli 1840

Beiliegend erhalten Sie den Anfang des vierten Salonteils; etwa noch zweimal so viel beträgt die Fortsetzung, das geschriebene Manuskript, das ich Ihnen in zwei Briefen dieser Tage nachschicke...

Der Titel des ersten Stücks des vierten Salonteils ist angeklebt; ginge das Blättchen verloren, so bemerke ich nochmals, der Titel heißt:

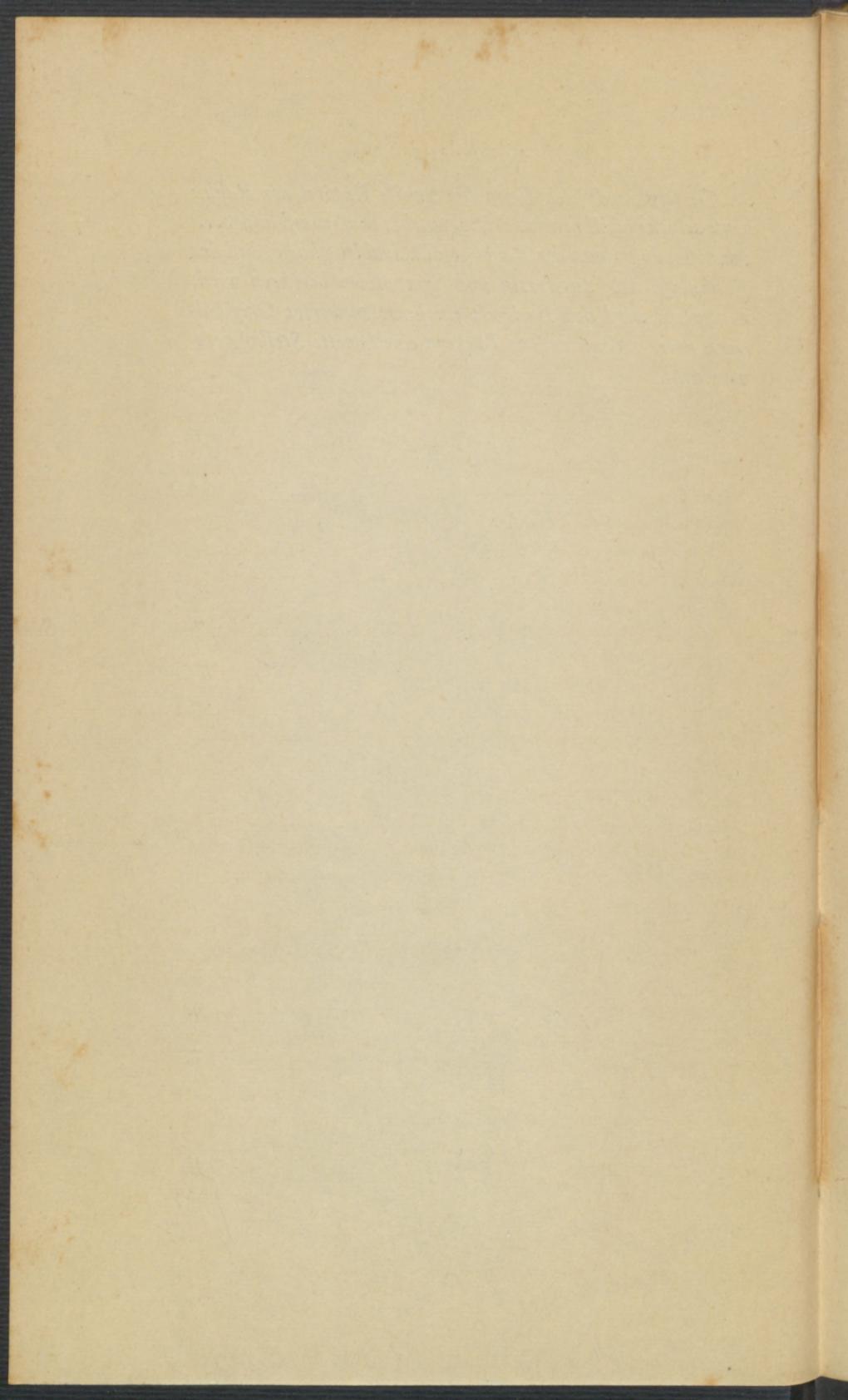
DER RABBI VON BACHERACH.

Ein Fragment.

Ich habe dieses mittelalterliche Sittengemälde vor etwa fünfzehn Jahren geschrieben, und was ich hier gebe, ist nur die Exposition des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt ist — vielleicht zu meinem Besten. Denn im Verfolg traten die ketzerischsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten.

An Julius Campe, 24. Juli 1840

... Gestern sandte ich Ihnen das zweite Kapitel des Rabbi;
heute schicke ich Ihnen das dritte, welches den Schluß bildet...
Ich hoffe, daß Ihnen der Rabbi gefällt, und ich glaube, daß das
Thema zeitliche Interessen und Sympathien berühren wird;
wenigstens wird das Buch als ein beachtenswertes Original-
werk unter meinen andern Büchern eine honette Stellung ein-
nehmen.



NACHWORT

Wenige Werke Heines geben dem Leser mehr Rätsel auf als der »Rabbi von Bacherach«. Das liegt zunächst an dem bruchstückhaften Charakter des Ganzen, das nur aus drei Kapiteln besteht und plötzlich, mitten im Fluß der Erzählung, unvermittelt abbricht, ehe noch der Höhepunkt der Handlung erreicht wird. Hinzu kommt die eigenartige Mischung ernster Motive und erschütternder Tragik mit grellen satirischen Lichtern und einer ausgelassenen possenhaften Stimmung, der nichts heilig zu sein scheint: ein im Verlaufe des zweiten Kapitels einsetzender, dann das dritte beherrschender Stilwechsel, der Erhabenes und Lächerliches, nicht immer befriedigend, ineinander verschlingt. Schließlich kann man die Frage nicht unterdrücken: Wie ist es möglich gewesen, daß der geistreiche Spötter, der früh den Glauben seiner Väter verlassen hat, »mit unsäglicher Liebe« die ergreifenden Seiten dieses historischen Sittengemäldes niederschreiben und damit die erste Ghettoerzählung in deutscher Sprache gestalten konnte?

Mochte man auch im Düsseldorfer Elternhause des Knaben überkommenen Bräuchen äußerliche Treue bewahren: eine eigentlich jüdische Erziehung ward ihm nicht zuteil, und der aufklärerische Deismus der Mutter ging auf den Sohn über, dessen gelegentliche Neigung zu einer schwärmerischen Religiosität der katholischen Religion seiner Umgebung galt. Als Student in Bonn und in Göttingen hatte er nur christliche Freunde. Erst in den Berliner Semestern wurde ihm durch die Freundschaft mit begeisterten jungen Juden wie Moses Moser und Leopold Zunz seine jüdische Abkunft zu einer inneren Wirklichkeit. Er selbst betonte nachdrücklich, daß ihn auch damals nicht das Erlebnis der jüdischen Religion begeistert habe; als »geborener Feind aller positiven Religionen« wollte er sich nicht zum Vorkämpfer für die Religion aufwerfen, »die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt so viel Schmerzen verursacht«. Was ihn ergriff, war vielmehr das soziale, das politische Bewußtsein des Judes eins, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit denjenigen Freunden, die gleich ihm die geschichtliche Verbundenheit erlebten. Denn erst

jetzt und in diesem Kreise trat ihm die jüdische Geschichte näher.

Das Interesse blieb bestehen, auch als er Berlin im Mai 1823 verließ; es lebte stärker wieder auf, als er elf Monate später dahin zurückkehrte, um dort die langen Göttinger Universitätsferien zu verleben. In jenem April 1824 regte sich in dem jungen Dichter der erste Keim zum »Rabbi von Bacherach«. Die eigentliche Geburtsstunde der Erzählung läßt sich sogar noch genauer bezeichnen: Wohl an einem der beiden Sederabende, die er vermutlich mit seinen jüdischen Freunden zusammen begangen hat, also am 12. oder 13. April, muß ihn der Gedanke gepackt haben, dies eindrucksvolle Erlebnis der Peßachfeier in einem historischen Gemälde aus dem Mittelalter dichterisch zu verklären.

In diesem Entschluß zu einem historischen Roman oder einer historischen Novelle verleugnet sich nicht romantische Tradition; wie manch anderer drängte auch Heine danach, die zukunfts-trächtige Übergangszeit vom Mittelalter zur erwachenden Neuzeit künstlerisch zu bewältigen. Das jüdische Erlebnis seines Berliner Aufenthaltes, die Freundschaft mit Moser und Zunz, die Mitarbeit im »Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden«, das erwachte Interesse für die jüdische Geschichte, veranlaßten ihn, in dem geplanten geschichtlichen Roman den Geist der Geschichte im Geist der jüdischen Geschichte aufzusuchen.

Voll »geistiger Anregung und Erfrischung« reiste Heine Anfang Mai nach Göttingen zurück. Der Plan zum »Rabbi« begleitete ihn, und die Berliner Freunde wußten von dem Vorhaben. Es stand auch bereits fest, daß die Erzählung mit der Schilderung einer häuslichen Peßachfeier einsetzen sollte; dazu hatte er wegen seiner Unkenntnis des Hebräischen von Moser Aufzeichnungen über den Inhalt der Haggada erbeten und bei der Abreise mitgenommen, wie er denn auch bald danach den Freund um die wörtliche Übersetzung mehrerer hebräischer Stücke ersuchte. Vor allem aber begann er, von Zunz geleitet, ein gründliches Quellenstudium auf dem Gebiet der jüdischen Geschichte. Dabei war er wegen seiner mangelnden hebräischen Kenntnisse allerdings allein auf Werke christlicher Verfasser angewiesen. Eine jüdische Wissenschaft vom Judentum war gerade erst in ihren Anfängen, und Josts »Geschichte der Israeliten«, deren Erscheinen eben begon-

nen hatte, war noch lange nicht bis zu den Zeitabschnitten vorgeschritten, um die es Heine zu tun war.

»Eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes« ergab sich für ihn aus den Schätzen der Göttinger Universitätsbibliothek, alten, oft schwer lesbaren Wälzern von vielfach jüdenfeindlicher Haltung. Mit der Feder in der Hand, Seite für Seite und Buch für Buch aufmerksam durchgehend, vertiefte er sich in den fesselnden Stoff, bereit, alles aufzuzeichnen, was ihm für das geplante große Kulturgemälde wichtig sein könnte. Wie zu wissenschaftlicher Darstellung sammelte er in unverdrossener Kleinarbeit das Material. Ein glücklicher Zufall hat uns in Heines Nachlaß mehrere Blätter von seiner Hand aufbewahrt, die Vorstudien zum »Rabbi« enthalten: Lesefrüchte, Notizen, Exzerpte. Sie zeigen greifbar deutlich, wie wenig Heine von jüdischen Dingen und vom Judentum wirklich wußte, als er den »Rabbi« schrieb, wie ihm nur ein winziger Bruchteil der so liebenvoll geschilderten jüdischen Bräuche und Zustände aus eigner Anschauung bekannt war, wie er sich vielmehr — abgesehen von der reichlich erbetenen und gern gegebenen brieflichen und mündlichen Belehrung durch gutunterrichtete Freunde, Moser und Zunz, — weitgehend auf zusammenfassende Werke älterer christlicher Gelehrter stützen mußte. So hat sich Heine z. B. aus dem berühmten mehrbändigen Werke des Frankfurter Rektors Johann Jakob Schudt, den »Jüdischen Merckwürdigkeiten« (1714—1717)¹, in flüchtiger Schrift, mit vielen Abkürzungen, aber stets unter genauer Angabe der Band- und Seitenzahlen (die hier wegbleiben können) zwecks genauester Erfassung des kulturgeschichtlichen Rahmens folgende Aufzeichnungen gemacht:

»Wo von 1349 bis 1462 die Juden (in Frankfurt) gewohnt, ist so gewiß nicht zu sagen; die mehrsten, samt ihrer Synagoge, haben an den Gräben der alten Stadt sich niedergelassen, welches allem Ansehen nach der Ort ist, wo jetzt die Judengasse mit der Synagoge steht — — —

»Anno 1462 wird die Judengasse bezogen.

»Großer Brand, angezündet von einem feuerbeschwörenden Kabalisten, dem Rabbiner Baal Schem.

¹ Ein Auszug aus diesem Buch, das noch heute »ein kräftig anschauliches Bild des jüdischen Wesens im Frankfurter Getto« gibt, ist neuerdings in der Bücherei des Schocken Verlags (Nr. 12) erschienen.

»Feuerbeschwörung.

»Spottbild für getaufte Juden.

»Kleidung der Frankfurter Juden. — Jetzige Kleidung. Juden
»tragen sich wie Geistliche in den Epistolae Virorum Obscuro-
»rum.

»Wie die Juden geputzt des Samstags zur Synagoge gehn. Schwar-
»ze Mäntel, rundes Gekröse und spitze Bärte.

»(Kapitel XXV von Eheverlöbnissen) Formel beim Kodescher-
»ring.

»Der getaufte Jude Christiani schrieb ,Von der Juden Glauben
»und Aberglauben«.

»Von getauften Juden. Ihnen nicht zu trauen.....

»Kabbalistik-Golem-Beschwörung der Königin von Saba.

»Schulklopfen.

»Kodeschhüpfen. Der Chassen legt die Daumen hinter die Ohren,
»um besser zu schreien. —

»Alter der Juden in Spanien.

»Anno 1287 ist es über die Juden am Rhein hergegangen; denn sie
»sind zu Wesel, Poppert, Bacherach teils getötet, teils heftig ver-
»folgt worden wegen Ermordung eines Jünglings, Werner ge-
»nannt. Diesem sind vier Kirchen am Rhein erbaut worden. —

»Von der Wohnung der Frankfurter Juden.

»Schwert mit dem Mogen David drauf zur Kabbalistik.

»Nur in Frankfurt sind die Juden keine Bürger, in andren Städten
»sind sie es immér gewesen. Merkwürdige kleine Notiz.

»Anno 1414 sind in Frankfurt nur 2 jüdische Hausgesäß (Fami-
»lien) gewesen. Anno 1416 sind 104 jüdische Seelen. Anno 1439
»nur 6 Familien. Anno 1536 58 Hausgesäß.

»Juden haben sehr frühe Komödien gehabt.«

Wie diese beim Lesen aufgerafften Notizen von dem Dichter ver-
wertet wurden, zeigt bereits eine flüchtige Lektüre: Nicht nur die
altertümliche Form des Stadtnamens »Bacherach«, — so gut wie
die ganze Schilderung des Frankfurter Ghettos, seines jüdischen
Lebens, der Kleidung seiner Bewohner stammt aus dieser Quelle.
Selbst die Formel, die der Rabbi spricht, als er der schönen Sara
zum Zeichen des Verlöbnisses einen goldenen Ring an den Fin-
ger steckt: »Ich nehme dich hiermit zu meinem Weibe, nach den
Gesetzen von Moses und Israel«, ist aus dem dickleibigen Wälzer

geflossen. Bezeichnenderweise kannte Heine nicht einmal die zu seiner Zeit in den deutschen Synagogen noch übliche Sitte des »Kodeschhäpfens« und den von Tür zu Tür gehenden, zur Andacht rufenden »Schulklopfer« aus eigener Anschauung. Und was er sich in der Jugend sorgsam aus Schudt notierte, nimmt er ein Vierteljahrhundert später auf, wenn er in der »Prinzessin Sabbath« der »Hebräischen Melodien« den Vorsänger beschreibt: wie er am Halse haspelt,

»seltsam

An die Schläf' den Zeigefinger,
An die Kehl' den Daumen drückend.«

Mit derselben Gründlichkeit geht Heine bei der kleinmalenden Ausgestaltung des spätmittelalterlichen Stadtbildes von Frankfurt am Main zu Werke: aus mancherlei Quellen wählt er die bezeichnendsten Züge aus und formt sie zu einem farbenprächtigen Mosaikgemälde. Einiges steuert die berühmte Limburger Chronik bei, z. B. das Lied, das die Geißler bei der Judenschlacht gesungen. Über andere Vorlagen kann wieder ein Blatt aus Heines Nachlaß Auskunft geben: es enthält knappe Auszüge aus Lersners »Chronica der weitberühmten freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Main«, zwei mächtigen Bänden (1706 bis 1734), und aus Anton Kirchners »Geschichte der Stadt Frankfurt am Main« (1807—1810). Ein großer Teil der Notizen aus diesen beiden Werken ist auf einer einzigen Seite des »Rabbi« verwertet. Am wichtigsten davon ist die Bemerkung: »1489. Maximilian kommt an St. Albans Tag nach Frankfurt«; denn daraus geht ganz unzweideutig hervor: dieses Kapitel der Dichtung und damit auch das Einleitungskapitel, das also nicht an eine bestimmte historische Judenverfolgung in Bacharach anknüpft, spielen im Jahre 1489, wenn auch König Maximilian nicht zur Zeit des Peßachfestes in Frankfurt gewesen ist, sondern erst zum Alabanstage, also am 22. Juni.

Zu tieferem Eindringen in die jüdische Geschichte greift Heine nun zu der ihm schon von früher bekannten »Histoire des Juifs depuis Jésus-Christ jusqu'à présent« von Basnage; ihre 1716 in 15 Bänden im Haag erschienene zweite vermehrte Auflage beginnt er jetzt mit heftigen Empfindungen zu studieren. Auch seine Auszüge aus diesem Werk sind erhalten geblieben. Sie bringen man-

cherlei Hinweise auf die mittelalterliche Beschuldigung des Kindesmordes und dadurch verursachte Judenverfolgungen. In dem aus Basnage notierten knappen Satz: »Bösewichter werfen (in Spanien) Leichen in Judenhäuser zur Osterzeit« haben wir das Kernmotiv, das dann im »Rabbi« den erregenden Anstoß zur Handlung gibt. Zahlreiche Notizen macht Heine sich über getaufte Juden, die zu den schlimmsten Judenfeinden werden. Die Leidensschicksale der mittelalterlichen Juden in allen Ländern Europas, denen Basnage mit warmer Anteilnahme nachgeht, erregen sein Mitgefühl. Dabei treten allmählich die der spanischen Juden immer mehr in seinen Gesichtskreis, und schließlich gerät er an die überragende Persönlichkeit Isaak Abravanel¹. Zunächst notiert er sich aus Basnage:

»Leben Abravanel. In seiner ersten Jugend erschien er am Hofe von Alphons von Portugal, der ihn sehr begünstigte. Als Johann II. zur Regierung kam, ging er nach Kastilien. Ferdinand und Isabella begünstigten und verjagten ihn. Weitere Lebensgeschichte.«

Schon die Ausführlichkeit dieser Notiz zeigt Heines Interesse: dieser Mann, der zugleich bewußter Jude und portugiesischer Staatsmann gewesen war, macht starken Eindruck auf den jungen Juristen, der vor seinem Doktorexamen steht und sich eine glückliche Zukunft im Staatsdienst erträumt. Er bedauert die Dürftigkeit der Mitteilungen Basnages und bittet Zunz um Material für die Geschichte der Abarbanels.

Als er so glücklich ist, eine lateinische Lebensbeschreibung Isaak Abarbanels von Johannes Henricus Majus dem Jüngeren (Frankfurt a. M. 1711) aufzutreiben, exzerpiert er auch sie fleißig. An die Spitze seiner Notizen stellt er die Bemerkung, die er zwar wieder durchgestrichen hat, aber doch im »Rabbi« benutzt: »Daß er vom Stamme Davids, sagt Menasse ben Israel.«

Dann schreibt er sich einen kurzen Stammbaum des Mannes auf; daran schließen sich folgende, hier ins Deutsche übersetzten Sätze: »Er wurde in seiner Vaterstadt erzogen, und dort wurde er von König Alphons zu den höchsten Würdenstellen am Hofe herangezogen; dadurch geschah es, daß er sich ganz den Künsten und »Hofgeschäften ergab, wie unser Held selbst in einem Bruchstück

¹ Heine schreibt fast stets Abarbanel, und so soll es auch im folgenden heißen.

»bei Rabbi Gedalja ibn Jachja in seinem ‚Schalschelet ha-Kabbala‘ bezeugt hat; es wird sich lohnen, diese Stelle abzuschreiben: »Alle jene Bibelcommentare und Bücher habe ich verfaßt, nachdem ich den Boden meines Vaterlandes verlassen hatte. Vorher nämlich war ich an den Höfen von Königen beschäftigt, und ich hatte nicht die Muße, nachzudenken, und nicht die Kenntnis zum Schreiben, und in Eitelkeit und in Unruhe habe ich meine Jahre verbracht, um mir Reichtum und Ehre zu erwerben; und so ist auch dieser Reichtum unglücklicherweise wieder zugrundegegangen. Nachdem ich aber begonnen hatte, unstet und flüchtig in der Welt zu sein und Mangel an Geld zu haben, da erst habe ich die heiligen Schriften erforscht.‘ Dies sagen Abarbanels Voreden zum Buch Josua und zum 1. Buch der Könige« — »wo er fröhern Flor und spätern Fall schildert«, setzt Heine selbst hinzu. Darunter verzeichnet er sich in einer Tabelle die wichtigsten Ereignisse aus Isaak Abravanel's Leben, recht übersichtlich, immer die Jahreszahlen nach jüdischer und nach christlicher Zeitrechnung und Abravanel's jeweilige Lebensjahre genau anmerkend; besonders berücksichtigt sind dabei die Jahre 1492 bis 1496, seine Flucht aus Spanien nach Neapel, seine Reisen nach Sizilien, Korfu, Monopoli in Apulien; schließlich seine Übersiedlung nach Venedig (1503), sein Tod und seine Beisetzung in Padua.

Dies Blatt aus Heines Nachlaß verrät, wie er im langsamem Fortgang der Arbeiten Gedanken faßte, seinen das spätmittelalterliche Judentum in Deutschland verkörpernden Rabbi Abraham, eine erfundene Gestalt, mit dem führenden Mann des sefardischen Judentums in Beziehung zu bringen. Doch bevor er dazu kam, die stark nach innen gerichtete Welt des Ghettojudentums mit der weltzugewandten, hochgebildeten, in den spanisch-arabischen Kulturüberlieferungen stehenden spanischen Judenheit zusammenzubringen, verschob sich seine Teilnahme an den Schicksalen der Abravanel's: ein anderes Mitglied der berühmten Familie begann ihn zu fesseln: Isaaks dritter Sohn Samuel, von dem er bei Majus las, er habe an der jüdischen Hochschule in Toledo studiert, sei noch gelehrter als der Vater gewesen und literarisch stark hervorgetreten, habe sich jedoch in Ferrara taufen lassen. Dieser junge Abravanel, der Christ geworden ist, kreuzte seinen Weg gerade in einer Zeit, da ihn selbst — »aus Luxusübermut« oder aus dem

Streben nach einer Stellung im Staatsdienst — der Erwerb des »Entreebilletes zur europäischen Kultur«, die Taufe, stark beschäftigte; und so wurde ihm sein Bild zu dem eines (geschichtlich nicht beglaubigten) Neffen des großen Isaak, den er ebenfalls Don Isaak Abarbanel nannte, auf den er aber einen Teil der Lebensschicksale Samuel Abravanel (das Studium in Toledo, dann den Übertritt zum Christentum) übertrug.

Die neu hinzutretende zweite Hauptgestalt gab der Erzählung eine ganz neue Richtung: die Rechtfertigung ihres Glaubenswechsels. Damit stehen gewiß mancherlei skizzenhafte Notizen in Zusammenhang, die Heine sich auf der Rückseite seines Blattes mit Exzerpten über Isaak Abravanel machte: kurze Daten aus alten Werken über den italienischen Humanismus, die Universitäten Pisa, Padua, Florenz, die Streitigkeiten der Platoniker, Marsilius Ficinus als Erklärer Platons; dabei passen die Jahreszahlen 1486, 1488, 1489, 1490, 1491, 1494 besonders gut zu den anderen Vorarbeiten Heines, der ja von 1489 ausging, aber gelegentlich auch ein paar Jahre zurückschreiten wollte. Dazu stimmen gut andere Auszüge des Dichters, aus Sprengels »Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunst« (3. Auflage 1823). Sicherlich sollte der Abfall Isaak Abarbanels vom Judentum durch die innige Berührung mit dem italienischen Humanismus erfolgen, der ja religiös mehr oder weniger indifferent war. An diesem Punkt kommt ein neues Moment in die Konzeption des »Rabbi« hinein: das persönliche Erlebnis des Dichters. Auch er verließ das Judentum — ebenso wie Börne, Rahel, Eduard Gans — nicht aus religiösen Beweggründen, sondern durch die Einwirkung der modernen europäischen Kultur des beginnenden 19. Jahrhunderts auf das aus den Ghettoschranken herausdrängende Judentum. Das bedingt einen tief einschneidenden Wechsel in der Haltung des jüdischen Dichters zu seinem jüdischen Werk: die ursprünglich beabsichtigte Objektivität eines »historischen Sittengemäldes« etwa im Stile Walter Scotts und seiner deutschen Nachahmer macht der Subjektivität der Darstellung des eigenen Schwankens zwischen Ghetto und moderner europäisch-christlicher Kultur Platz. Die auf liebevoller Kleinmalerei beruhende geschichtliche Erzählung wandelt sich zur Bekenntnisdichtung. Wie der elegante spanische Ritter begeistert bereit ist, in Schimpf und Ernst die

Farben der schönen Sara (die gelben Ringel) zu tragen, so schreibt Heine seinem Übertritt zum Christentum »vielleicht die Bedeutung« zu, »daß ich mich der Verteidigung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde«. So kann er gerade in dem Briefe, den er zwei Tage nach der Taufe (am 28. Juni 1825 in Heiligenstadt), sie allerdings verschweigend, an Moser geschrieben hat, neues, und zwar aus jüdischen Quellen stammendes Material über die Abarbanels anfordern: indem er den abtrünnigen Juden in den Vordergrund der Erzählung schieben will, gedenkt er, die eigene Abtrünnigkeit zu büßen.

Nunmehr läßt sich der Plan des Dichters unter Zuhilfenahme der erhaltenen Vorstudien vielleicht annähernd rekonstruieren. Der fromme Rabbi Abraham von Bacherach sollte mit einem der christlichen Kultur zugeneigten Mitgliede der berühmten spanischen Familie der Abarbanels, dem unhistorischen Don Isaak, nicht in Frankfurt zusammentreffen, sondern in der Heimat des Humanismus, in Italien, vielleicht in Venedig, Pisa, Florenz oder in einem Bade Oberitaliens. »Sieben Jahr sollt ihr betteln gehn!« hat Saras Vater dem jungen Abraham nachgerufen, als er sich überraschend seine Tochter angetraut hat: dieser Fluch birgt zweifellos die Andeutung, daß der Rabbi und sein Weib sieben Jahre lang die Welt durchirren mußten, ehe sie zur Ruhe kamen; und diese Irrfahrten haben sie offenbar nach Italien geführt. Hier nun sollten nach Heines Absicht in der Begegnung mit dem humanistisch gebildeten Abarbanel, vielleicht auch in einem Zusammentreffen mit den berühmten Humanisten Italiens, fromm-gläubiges überliefertes Judentum und moderne christlich-europäische Kultur einander gegenübergestellt werden. Und noch eine zweite symbolische Siebenzahl ist wichtig: Sieben Jahre mußte Sara auf die Rückkehr Abrahams aus Spanien warten. Gewiß wollte sich Heine nicht mit dem »dunklen Gerüchte begnügen, »daß Rabbi Abraham auf der hohen Schule zu Toledo zwar emsig genug das Studium des göttlichen Gesetzes getrieben, aber auch christliche Gebräuche nachgeahmt und freigeistige Denkungsart eingesogen habe, gleich jenen spanischen Juden, die damals auf einer außerordentlichen Höhe der Bildung standen.« Vielmehr war doch wohl geplant, die individuellen, vielleicht sogar autobiographischen Züge in der zunächst ziemlich typisch an-

gelegten Gestalt des Rabbi zu verstärken und im Fortgang der Erzählung aufschlußreiche Rückblicke auf diese sieben Jahre zu werfen, die der Rabbi in Spanien, ebenfalls mit Don Isaak, aber vor dessen Übertritt zum Christentum, verlebt hat; dabei wären »die ketzerischsten Ansichten« hervorgetreten, »die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschei hervorgerufen hätten«.

So hätte die ganze Erzählung einen Zeitraum von zweimal sieben Jahren umspannt. In jeder dieser zwei Epochen wäre der Rabbi entscheidend mit Isaak Abarbanel zusammengekommen, und wohl in beiden Perioden wäre das seelische Thema das gleiche gewesen, das damals Heine selbst erfüllte: der große Kampf zwischen seiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuss billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Törichtes ablehnt, und der schwärmerischen Neigung, die sich bis zur Aufopferung für die »Idee« begeistert. Das ist ganz und gar nicht der spätere, dann ja auch im dritten Kapitel des »Rabbi« ausgesprochene Gegensatz zwischen »Hellenen« und »Nazarenern«, worin später Heines Weltanschauung gipfelt, indem er selbst Partei für die »Hellenen« ergreift; vielmehr ist er jetzt, unmittelbar nach seiner Taufe, innerlich durchaus geneigt, — wie er meint, im Gegensatz zu Goethe — auf die Seite des Schwärmers zu treten, »der selbst sein Leben für die Idee hingibt« und dadurch glücklicher ist als der ruhmgekrönte große Mann, der auf ein sehr langes, »egoistisch behagliches« Leben zurückschauen kann. Da Heine aber von Hegel herkam, wird man noch einen großen Schritt weiter gehen und annehmen dürfen, in weiter Ferne habe ihm schließlich eine die Gegensätze aufhebende Synthese vorgeschwobt, indem der »Rabbi« vielleicht mit einem Ausblick auf Amerika als das neue Land der Glaubensfreiheit enden sollte. Sein brieflicher Hinweis darauf, daß dies Land in dem Jahre der Vertreibung der Juden aus Spanien entdeckt worden ist, mag auch für den Plan des »Rabbi« tiefere Bedeutung gehabt haben.

In solcher Weise rang Heine im Sommer 1825, in welchen der Höhepunkt seiner Arbeit am »Rabbi« fällt, mit dem Problem, das große seelisch aufwühlende Erlebnis künstlerisch Form werden zu lassen, das er selbst und die Besten seiner jüdischen Zeitgenossen in sich durchkämpften, als sie aus der fest umgrenzten Enge des Ghettos in die offenen, weiten Gefilde des modernen Europa

vorstießen. Wäre Heines Genius dem Goethes gleich gewesen, so hätte er sich aus dieser Wirrnis durch das große Kunstwerk befreit, das ihm damals vorschwebte: ein jüdischer Werther, der an der Leidenschaft zur europäischen Kultur leidet. Aber er entlastete sich von der gewaltigen seelischen Spannung nicht durch ein dichterisches Auskämpfen: der Ausweg der Taufe sollte ihn ins Freie führen. Daß er sich in dem Erfolge dieser »nicht sehr noblen Handlung« täuschte, ist eine Sache für sich. Aber die künstlerische Kraft erlahmte. Die innere Abwendung vom Judentum, die bald nach der Taufe eintrat, entzog ihm die Erlebnisgrundlage für sein jüdisch gedachtes Werk. Der ziemlich leichthin erfolgte Übertritt zum Christentum machte es seinem künstlerischen Ernst unmöglich, die Novelle als Ausdruck seelischen Ringers weiterzuführen. So blieb das unter so großen Hoffnungen begonnene, wenn auch immer schon seinen Verfasser arg beschwerende Werk liegen: ein Bruchstück, doch nicht das »Bruchstück einer großen Konfession«.

Zwar taucht in den Briefen der Folgezeit der »Rabbi« noch mehrfach auf: in Wahrheit stockte die Arbeit längst. Ansätze, den abgerissenen Faden wiederaufzunehmen, waren kaum sehr ernsthaft; eine vorübergehend beabsichtigte, aber doch unterlassene Veröffentlichung im zweiten Teil der »Reisebilder« hätte nicht Vollendung der Dichtung vorausgesetzt, sondern nur eine Ausfeilung und Abrundung des Vorhandenen. Spätere Behauptungen, allerdings nie von Heine selbst, die Novelle sei damals vollendet worden, im Jahre 1833 aber mit anderen Papieren im Hause der Mutter des Dichters in Hamburg verbrannt, sind ohne Zweifel unrichtig. Vielmehr hat Heine, wie sein Nachlaß zeigt, die bis 1825 verfaßten Abschnitte der Erzählung und seine Vorarbeiten, vorzugsweise Auszüge aus Quellenwerken, im Frühjahr 1831 nach Paris mitgenommen. Im Jahre 1825 dürften nicht mehr als zwei Kapitel fertig vorgelegen haben, und zwar das erste bestimmt, das zweite vielleicht nur zu einem großen Teil, in der Form, in der sie — bis auf kleinere späte Änderungen — dann gedruckt wurden: das war das »Drittel« der Novelle, von dessen frühem Vorhandensein die Briefe reden. Die Handschrift dieser zwei Kapitel, die übrigens nicht die erste Niederschrift gewesen ist, fand sich nach Heines Tod in seinem Nachlaß; nach Papier

und Schriftzügen muß sie aus den Jahren 1824 bis 1825 stammen. Daß Heine diese Handschrift der Anfangskapitel und seine sonstigen Vorarbeiten für den »Rabbi« nach Paris mitgenommen, die Fortsetzung dagegen mit anderen Papieren bei seiner Mutter gelassen haben soll, wo sie dann durch Feuer zugrundegegangen sei, ist völlig unglaublich. Höchstens die allererste Niederschrift mit vielleicht nur skizzenhaften Ansätzen zu einer Fortführung mag in Hamburg geblieben sein, und nur auf solche Papiere können sich seine etwas verschwommenen Aussagen über Verluste bei dem Brand im Hause seiner Mutter beziehen. Die Bemerkung am Ende des veröffentlichten Bruchstückes: »Der Schluß und die folgenden Kapitel sind, ohne Verschulden des Autors, verloren gegangen«, ist eine Fiktion, die nur das Fragmentarische der Veröffentlichung entschuldigen soll.

Fast fünfzehn Jahre waren ins Land gegangen, seit Heine zuletzt ernsthaft am »Rabbi« gearbeitet hatte, fünfzehn Jahre einer starken Entfremdung von allem Jüdischen. Da mußte er — am 7. Mai 1840 — für die Augsburger »Allgemeine Zeitung« Berichte über die Damaskus-Affäre schreiben, jenen aufsehenerregenden Rückfall in das Mittelalter, wobei wieder zur Peßachzeit das Ritualmordmärchen seine grausige Rolle spielte. Und nun erinnert er sich jener alten, unvollendeten Novelle, deren Grundmotiv dieselbe Blutbeschuldigung bei dem gleichen jüdischen Fest gewesen ist; und schon am nächsten Tage kündigt er seinem Verleger für sein nächstes Buch, den vierten Teil des »Salons«, den »Rabbi« als »sehr zeitgemäß« an. Jetzt holt er seine sorgfältig aufbewahrten alten Papiere hervor; die Blätter mit den fleißigen Auszügen aus gelehrt Werken schiebt er beiseite, mit ihnen weiß er jetzt nichts anzufangen. Die alte Handschrift aber korrigiert er rasch durch; dann läßt er durch einen Sekretär eine lesbare Abschrift herstellen, damit sie als Vorlage für den Druck diene. Auch diese Abschrift sieht er durch, ändert allerlei Kleinigkeiten, verbessert hier einen Ausdruck, dort die Wortstellung: viel Zeit und Lust bringt er für diese Arbeit nicht auf. Bezeichnenderweise hatten sich in dem alten Manuskript, das er kopieren ließ, mehrere Auslassungen, freigelassene Zeilen, befunden, und so enthält auch die neue Abschrift mehrere Lücken, die Heine erst bei seiner Schlußdurchsicht ergänzt: es sind — wieder ein Beweis für die Unfertigkeit der

früheren Arbeit! — die Stellen, für die die von Moser aus dem Hebräischen übersetzten Stücke bestimmt waren: das Lied vom Böcklein (das *Chad gadja* der Peßach-Haggada), die Stelle aus der Haggada »Siehe, das ist die Kost« (*Ha lachma anja*), der Abschnitt aus dem Nachtgebet »Zehntausend zur Rechten, zehntausend zur Linken« (der nicht, wie Heine dachte, aus den Psalmen stammt, sondern aus dem Hohen Lied) und der Spruch aus dem Talmud »Gefahr vertreibt den Sabbat«.

Gestrichen hat Heine bei dieser Durchsicht, von unwichtigen Wörtchen abgesehen, nur einen einzigen Satz: Bei der Schilderung des Sederabends hatte er den starken Eindruck dieser Abendfeier durch die Bemerkung hervorgehoben, »daß selbst diejenigen Juden, die längst von dem Glauben ihrer Väter abgefallen und fremden Freuden und Ehren nachgejagt sind, im tiefsten Herzen erschüttert werden, wenn ihnen die alten, wohlbekannten Pascha-klänge zufällig ins Ohr dringen« — ursprünglich folgte darauf der Satz: »es wird ihnen dann zu Mute, als erwachten sie aus einem hohlen, farblosen Traume und fänden sich lebendig begraben in einer einsamen Totengruft«; aber ihn mochte er nun im Jahre 1840 nicht mehr stehen lassen, und er beseitigte ihn.

Wegen seiner Entfremdung vom Judentum scheut sich Heine nun auch, das zum Druck bestimmte Fragment mit dem Schluß enden zu lassen, in den das druckreife zweite Kapitel mündet: Saras Ohnmacht, als sie die Gewißheit erlangt, daß ihre Lieben und Verwandten wirklich ermordet worden sind. Deshalb fügt er jetzt ein heiteres Schlußkapitelchen hinzu, ohne besondere Freude an der Arbeit, fast ohne Benutzung seiner früheren Vorarbeiten, und auch ohne an die einst geplante Fortsetzung der Novelle anzuknüpfen. Seine eigenhändige Niederschrift des dritten Kapitels, die im Frühsommer 1840 erfolgte, und die von ihm durchkorrigierten Abschriften der zwei ersten Kapitel bildeten die Vorlage für den Druck; heute befinden sie sich in der Sammlung Salmann Schocken¹.

¹ Vorliegende Neuausgabe kann sich auf diese Originalhandschrift des Dichters stützen. Unter Wahrung des Heineschen Lautstandes, also auch gewisser Nachlässigkeiten in der Umschrift hebräischer Namen (Nissen = Niſan, Agade = Haggada, Rabbi Tarphen = Tarfon, Bona-Brak = Bne Brak) ist die moderne Orthographie eingesetzt; ein paar grammatische Eigenheiten sind nach dem ersten Druck geebnet. Doch wurde versucht, Heines individuelle Interpunktionsbeizubehalten, auf die er größten Wert legte.

Dies neue dritte Kapitel ist erwachsen aus dem Gefühl, der eigenen Entwicklung diesen stimmungsbrechenden Abschluß der empfindsam begonnenen Judennovelle schuldig zu sein; vorbereitet ist es durch vielfältige satirische Züge bei der Schilderung der Typen des Frankfurter Ghettos, die nicht als Juden des Spätmittelalters, sondern als Ghettojuden aus Heines Zeit wirken, wie denn Nasenstern eine in Frankfurt selbst von Heine erlebte Gestalt war (er tritt auch in dem 1840 geschriebenen Buch »Über Börne« auf). Möglicherweise ist diese stark kritische Stellung zu jüdischen Ghettomenschen bei der Bearbeitung im Jahre 1840 sehr verstärkt worden.

Das dritte Kapitel der Erzählung hebt sich stilistisch sehr wesentlich von dem Anfang ab: mit Ironie und Witz gesättigt, die epische Breite durch einen gefällig leichten Konversationston ersetzend, ist es in der zuweilen mehr witzelnden als witzigen Manier des Heineschen Feuilletonismus abgefaßt. Dazu ist es durchtränkt von seiner — dem Judentum nicht gerecht werdenden — Betonung des Gegensatzes zwischen hellenischer Sinnenfreude und lebensfeindlichem Nazarentum, wobei der Dichter ganz anders als im Jahre 1825 sich offen auf die Seite der Hellenen stellt. Hier kommt die Weltanschauung des sinnenfreudigen, in behaglichstem Lebensgenusse schwelgenden Pariser Heine vor seiner schweren Erkrankung zum Ausdruck. Für die »Idee« mag er sich noch begeistern und kämpfen können, nimmermehr aber für die Idee des Judentums: die Liebe zum jüdischen Wesen ist noch weniger als bloße Anhänglichkeit an die unglücklichen Stammesgenossen, die die Berichte über die Damaskus-Affäre durchzieht, — sie beschränkt sich auf die Wertschätzung der jüdischen Kost. Nicht um zu beten, sondern um zu essen besucht Don Isaak Abarbanel — ganz wie Monsieur Henri Heine — die Judengasse; ihre Küche liebt er weit mehr als ihren Glauben, und nur »wohlschmeckende« Jugenderinnerungen ziehen ihn bisweilen zu den früheren Glaubensgenossen. Es ist der gleiche Zynismus, der ihn zur selben Zeit in dem Buch »Über Börne« sagen läßt: »Es ist nur der Schalet, der sie zusammenhält in ihrem alten Bunde«, und mit dem er Börne die Worte in den Mund legt: »daß die Abtrünnigen, welche zum neuen Bunde übergegangen sind, nur den Schalet zu riechen brauchen, um ein gewisses Heimweh nach der Synagoge

zu empfinden, daß der Schalet sozusagen der Kuhreigen der Juden sei» — ein Gedanke, der noch in der »Prinzessin Sabbat« anklingt. Als Heine die drei Kapitel im Jahre 1840 veröffentlicht, hat er keine innere Beziehung mehr zu dem Werk; einer inneren Beziehung entbehrt auch die Widmung, die er voranstellen ließ, weil seine Absicht, das Buch »Über Börne« diesem Freunde zuzuschreiben, zu spät kam:

»Seinem geliebten Freunde, Heinrich Laube, widmet die Legende des Rabbi von Bacherach, heiter grüßend, der Verfasser.«

Die Öffentlichkeit hat sich bei dem Erscheinen mit dem »Rabbi« kaum beschäftigt, der Kampf um das Börnebuch erfüllte alle Geister. Später wurde das Werk zwiespältig beurteilt, es fand warme Bewunderer (auch in nichtjüdischen Kreisen) und kritische Tadler. Im Grunde ist die sorgfältige kulturgeschichtliche Fundierung nicht das Wesentliche; daß dem Verfasser bei der Schilderung des Peßachgottesdienstes in der Synagoge einige Unrichtigkeiten unterlaufen sind (z. B. die Vorlesung des Thoraabschnittes von der Opferung Isaaks, der doch für den zweiten Neujahrstag vgeschrieben ist), manche davon bewußt aus künstlerischen Gründen, tut dem Wert der Dichtung keinen Abbruch.

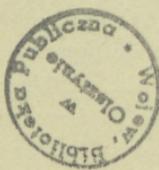
Unbestreitbar ist Heines Meisterschaft über die Sprache, die in gleicher Weise über lyrisch zarte, stimmungsvoll weiche, heilig ernste, spöttisch heitere, satirisch grausame Töne gebietet. Der starke Eindruck der Bibel gibt sich kund auch in der symbolischen Wahl der Namen Abraham und Sara und in der Symbolik der Siebenzahl. Typisch für Heine ist die Komposition: einzelne Bilder sind aneinander gereiht, und wenn der Roman vollendet worden wäre, hätte er noch stärker an die Gestalt der »Reisebilder« erinnert. Auch einige Nebengestalten sind typisch für Heine und erinnern ebenfalls an die »Reisebilder«: der Trommler und der Narr, beide nicht ohne tiefere Symbolik. Aber zwiespältig ist der Gesamteindruck: nicht nur wegen des Bruches im Stil, wegen der auch unbefangenen Lesern klarwerdenden Veränderung der Haltung dem Judentum gegenüber: noch mehr wegen der befremdenden Verantwortungslosigkeit, mit der der Rabbi in der Stunde der Gefahr die ihm anvertraute Gemeinde heimlich verläßt, um das eigene Leben und das der Gefährtin zu retten. In seinen späten »Denkworten« auf den Jugendfreund Ludwig Markus

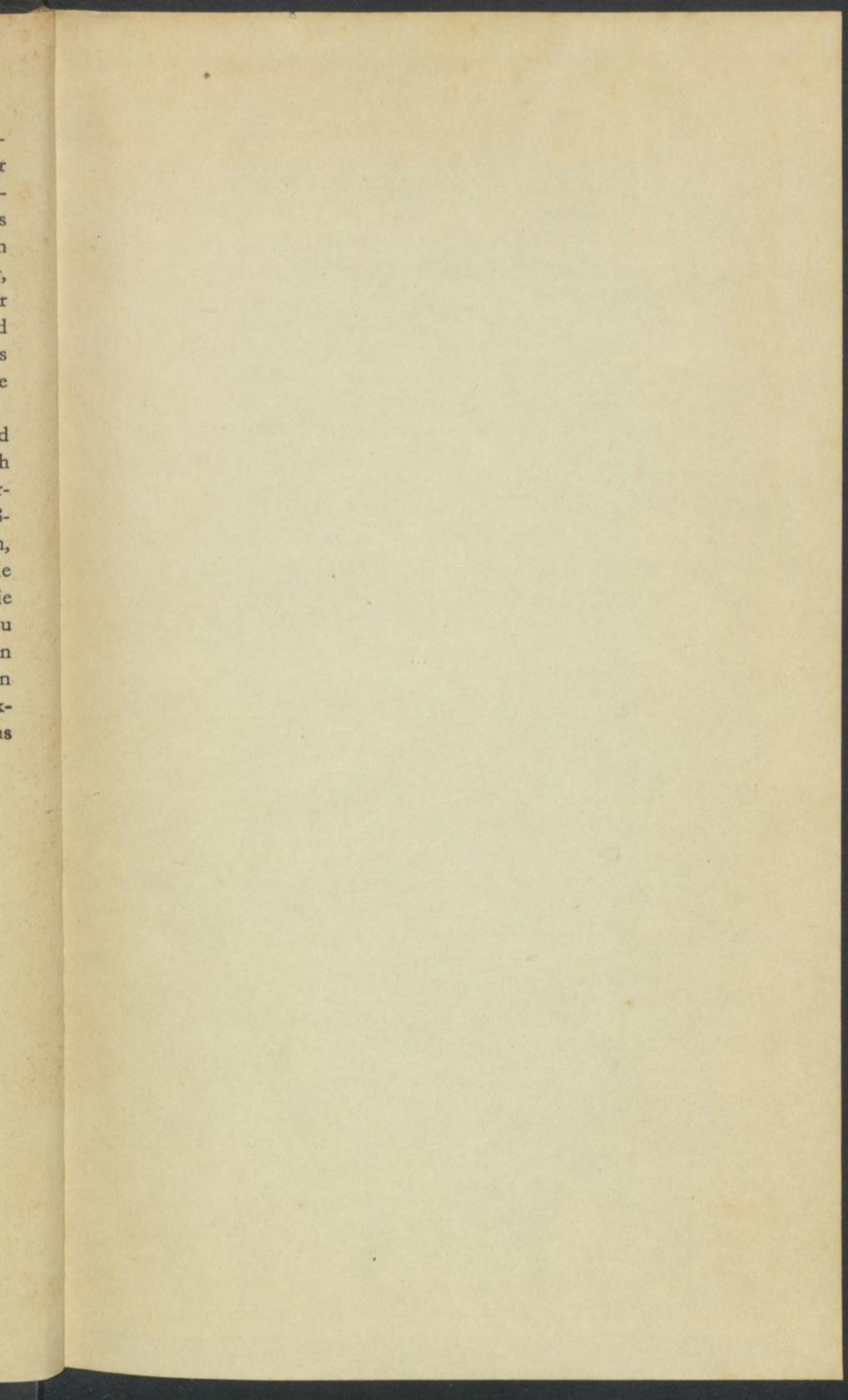
charakterisiert Heine mit herbem Tadel den »widerwärtigen« Abfall von Eduard Gans, dem Präsidenten des »Vereins für Kultur und Wissenschaft des Judentums«, und erinnert an »die hergebrachte Pflicht, daß der Kapitän immer der letzte sei, der das Schiff verläßt, wenn dasselbe scheitert«. Auch der Rabbi Abraham »kann am wenigsten in bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrertum gerühmt werden«. Dafür ist er wie der zweite Held des Fragmentes, Don Isaak Abarbanel, ein Abbild der widerspruchsvollen Anlagen, Neigungen, Sehnsüchte, die es dem Schöpfer dieser beiden Gestalten verwehrt haben, die große Dichtung vom Judenleid zu schaffen.

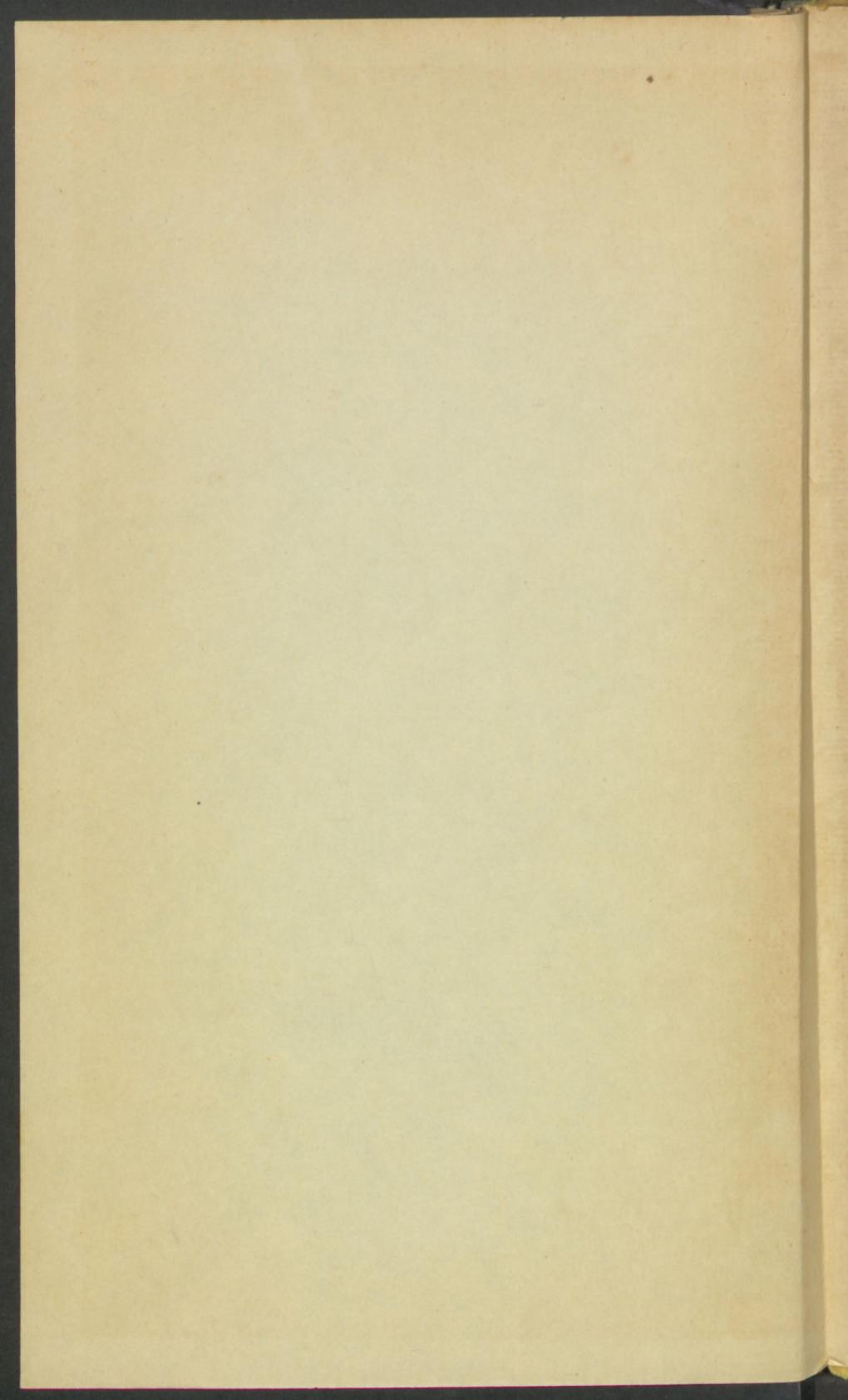
Erst wie Heine um das Jahr 1846 sich von der Selbstherrlichkeit und der von Hegel gelernten Selbstvergottung entfernt, nähert er sich wieder innerlich dem Judentum. Jetzt liest er, wie Creizenach erzählt, die »Geschichte der Israeliten« von J. M. Jost mit dem größten Anteil. »Hätte ich die Gewißheit, noch zehn Jahre zu leben, sagte er, so würde auch ich jüdische Geschichten schreiben.« Die »Hebräischen Melodien« des »Romanzero« von 1851 sind die stimmungsgesättigten Denkmäler dieser Rückkehr der Neigung zu jüdischen Dingen; zwar unabhängig von ihnen, aber mit ihnen gleichzeitig erwacht religiöses Empfinden in dem sterbenskranken Manne. Seine »Erleuchtung« verdankte er »ganz einfach der Lektüre eines Buches ... und dieses Buch heißt auch kurzweg das Buch, die Bibel.«

Berlin, im Juli 1937

Erich Loewenthal







35-

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



010-043083